

economy

Wochenzeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft

www.economy.at



EU bedrängt Provider

Die von der Kommission geforderte Datenspeicherung bedroht die kleinen Internet Provider.



Dominik Schebach

In Österreich droht in den kommenden 36 Monaten einem Großteil der 300 heimischen Internet Service Provider (ISP) das Aus. Die Europäische Kommission hat durch eine kürzlich in Kraft getretene EU-Richtlinie die ISP verpflichtet, die verdachtsunabhängige Vorratsdatenspeicherung einzuführen. Die Verbindungs- und Standortdaten der 450 Mio. EU-Bürger in Zusammenhang mit Telefon, Mobilfunk, Internet-Telefonie (Voice over IP), dem Kurzmitteilungsdienst SMS sowie Internet sollen dann bis zu 24 Monaten gespeichert werden.

Für die Endkunden könnte das mittelfristig bedeuten, dass sie bei Dienstleistungen wie Internet-Zugang oder E-Mail bald nur noch unter einigen wenigen Großanbietern wählen können, was zu einer Oligopol-Situation führen würde. Dies könnte außerdem mit steigenden Preisen einhergehen oder gar einen Wechsel des Providers notwendig machen, weil der bisherige Anbieter seine Zugangsdienste aus Kostengründen einstellt.

War die Existenz der Provider zuletzt schon kein Honiglecken,

so droht mit dem Beschluss des EU-Parlaments und der endgültigen Absegnung der Regelung durch die Justizminister vom 21. Februar eine wahre Kostenlawine. Die Wirtschaftskammer Österreich (WKÖ) geht in einer Schätzung mindestens von einem hohen zweistelligen Millionen-Euro-Betrag für die österreichische Internet- und Telekom-Industrie aus, der für den zusätzlichen Arbeitsaufwand und die benötigte Speicherinfrastruktur fällig wird.

Für die gesamte Industrie mag das nicht nach viel klingen, aber vor allem kleinere Anbieter, die außerhalb der Ballungszentren ansässig sind und dort teilweise einen sehr guten Marktanteil erzielt haben,

müssen wegen des harten Wettbewerbs künftig sehr knapp kalkulieren. Die durch den zusätzlichen Arbeitsaufwand bedingten Kostenerhöhungen können nicht so einfach durch Preiserhöhungen aufgefangen werden.

Gravierende Marktfolgen

„Die genauen Folgen der Regelung sind noch nicht abschätzbar“, glaubt Christian Strasser, Verkaufsleiter der Firma BüroShop in Steyr: „Ich weiß nur eines: Da werden wir vor allem einmal viel Festplattenplatz benötigen. Ob man da als kleiner Provider noch finanziell mitkann, muss sich erst zeigen.“

Viele dieser kleinen und mittleren Internet Provider betrei-

ben das Datengeschäft als einen wichtigen Zusatzservice für ihre Kunden, die selbst Klein- und Mittelbetriebe sind. Sie punkten dabei durch ihre besondere Nähe zum Kunden. Mit der EU-Richtlinie drohen besonders diese regional ansässigen ISP unter die Räder zu kommen. Im Extremfall wären sie dazu gezwungen, ihre Kunden an Branchengrößen wie Telekom Austria oder UPC/Inode abzugeben und sich auf andere Geschäftsfelder zu konzentrieren.

Die verdachtsfreie Vorratsdatenspeicherung der Verbindungsdaten, wie sie im EU-Jargon genannt wird, ist schon lange auf der Liste der Begehrlichkeiten der EU-Innen- und Justizminister gestanden. Sie erhoffen sich dadurch eine bessere Terrorismusbekämpfung und Verbrechensaufklärung. Die österreichische Justizministerin Karin Gastinger hat fürs Erste bei der EU eine Verlängerung der Umsetzungsdauer auf 36 Monate angezeigt.

Fortsetzung auf Seite 2

Editorial

Die österreichische Gemütlichkeit ist sprichwörtlich. Laut einer Studie von Capgemini zieht sie sich bis in die Management-Ebene der heimischen Unternehmen. Veränderungsprozessen begegnet beinahe jede zweite Führungskraft mit abwartender Zurückhaltung. Morgen ist auch noch ein Tag. Und übermorgen beginnt das Wochenende. Statt eines Wandels in der Unternehmenskultur probieren es die Top-Manager in den letzten Jahren mit gnadenlosem Kostendruck. Unterm Strich stimmen die Zahlen



wieder, aber leider forderte der Rationalisierungskurs seine Opfer. Die Arbeitslosenstatistik spricht Bände. Natürlich verändern auch Restrukturierungsprozesse die Unternehmen. Aber lohnt sich der Preis, den sie kosten? Die Folge sind verunsicherte Mitarbeiter, die sich vor jeder Veränderung fürchten. Statt sich zurückzulehnen, sollten die Manager alle Zeit der Welt investieren, um zuzuhören. Mitarbeiter wissen am besten, wo Veränderungsbedarf besteht.

Rita Michlits



Auch in Österreich ist es „Time for a Change“
Dossier Wandel

ab Seite 25

Vier Jahre Zeit: Elite-Macher rüsten sich
Forschung

Seite 3

Cebit: Aufbruch ins IT-Jahr 2006
Technologie

Seite 9

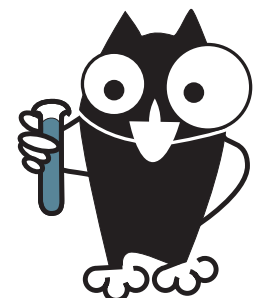
Verbund als lachender Dritter
Wirtschaft

Seite 17

Managerinnen zwischen Heim und Herde
Leben

Seite 29

Informativer Lesespaß & Unternehmerischer Nutzen



Richtige Forscher nehmen economy. Und nicht irgendein Magazin.

economy Jahresabo

Euro 50,-
abo@economy.at

win²

Die Zukunftsplattform

12.-14. Mai 2006
Schloss Haindorf
Langenlois

www.winquadrat.at

uni management club_wien



GZ: GZ 05Z036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

Quickonomy

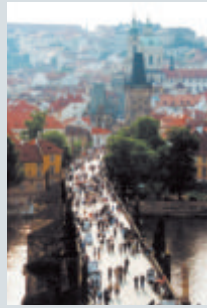
Nachrichten



Emanzipation mit Hindernissen 8
Der Erfolg der Kompetenzzentren in Österreich treibt die Forschungspolitik in den Bundesländern an.

Eine Nebenstelle reicht..... 12
Anbieter integrieren die Handy-Welt in die klassische Telefonie.

Kreditboom im Osten 20
Heimische Banken fahren glänzende Gewinne in Mittel- und Osteuropa ein. Hauptfaktor ist das hohe Kreditvolumen.



„Ich habe den dankbareren Job“ 22
Brigitte Ederer verbucht nach 77 Tagen an der Spitze von Siemens erste Erfolge.

Kommunikation im Alltag 30
Wie Handy und E-Mail-Kommunikation die Arbeitsprozesse verlangsamen und die Anwender fremdsteuern.

Kommentare

Versäumnisse zugeeckt 24
Zank um Fusionspläne überdeckt Versäumnisse auf dem EU-Strommarkt.

Gespür für die Zwischentöne 24
Neben dem Fortbestand der Klaviermanufaktur Bösendorfer geht es darum, ein kulturelles Welterbe zu retten.

Trotz Ärger zum Erfolg 24
In Österreich ein Unternehmen zu gründen, ist schwer, mühsam und oft sehr ärgerlich.

Normalarbeitszeit ist Chefsache 32
Der Trend zu immer längeren Arbeitszeiten kickt Frauen aus dem Rennen.

Der Wandel kann warten..... 32
Österreichische Manager gehen an das Thema Change gemächlich heran.

Standards

Special Innovation ab 13
Zahlenspiel 18
Dossier ab 25
Schnappschuss 30
Reaktionen auf *economy* 31
Frage der Woche 31
Beratereck 32

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/13

Verleger und Geschäftsführung: Christian Czaak

Chefredaktion: Thomas Jäkle (jake), Rita Michlits (rem)

Redaktion: Bernhard Grabner (bg), Klaus Lackner (kl),

Clemens Rosenkranz (rose), Jakob Steuerer (jst)

Autoren: Cornelia Böhm, Gottfried Derka (gd), Lydia J. Goutas,

Michael Gredenberger, Stephan Hofstätter, Alexandra Riegler (arie),

Dominik Schebach, Katharina Steininger, Hannes Stieger (sti), Yunus Stoiber

Lektorat: Elisabeth Schöberl

Webredaktion: Irina Šlosar

Artdirektion: Bernhard Grabner

Illustrationen: Kilian Kada, Carla Müller

Titelbilder: Andy Urban, dpa/epa

Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at

Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.

Druck: Luigard, 1100 Wien

Ausverkauf: Angeblich viele Interessenten für Wiener Klavierbauer

Bösendorfer braucht dringend neue Flügel

Die Bawag will das Traditionsunternehmen bis Sommer verkaufen.

Thomas Jäkle

José Carreras, Lionel Richie, Stevie Wonder oder auch Oscar Peterson haben eines gemeinsam: Sie spielen auf Bösendorfer-Klavieren. Wenn man ein wenig Glück hat, kann man diesen Herren in der Graf Starhemberg-Gasse im vierten Wiener Gemeindebezirk, am Sitz von Bösendorfer, sogar begegnen, wenn sie einen Abstecher nach Wien machen. Um dort auch zu spielen. Stevie Wonder soll drei Pianos aus der Wiener Edelwerkstätte gekauft haben.

Zweifelsohne gilt die 1828 gegründete Wiener Klaviermanufaktur trotz mehrfacher Rückschläge in den vergangenen drei Jahrzehnten als einer der Big Player im sündteuren Klavier-Business. Nur: Mit dem Betriebswirtschaftlichen hapert es schon wieder. Und das, obwohl mit dem Einstieg der Bawag Anfang 2002 unter dem damaligen General Helmut Elsner der Deal als „patriotische Tat“ fast selbstherrlich gefeiert wurde. Auch Bundeskanzler Schüssel hatte daran teilgenommen.

Im vierten Jahr der Eigentümerschaft der Bawag kommt das Unternehmen noch immer nicht vom Fleck. Die Auftragslage ist düster. Die Verluste

im Jahr 2005 belaufen sich auf rund zwei Mio. Euro. Tendenz steigend. Die Bawag hatte vor vier Jahren den Klavierbauer mitsamt seiner 180 Mitarbeiter um 25 Mio. US-Dollar (21 Mio. Euro) von dem US-Unternehmen Kimball gekauft, das zuvor 35 Jahre lang Alleineigentümer von Bösendorfer war.

Spätestens im Sommer will die Bawag das Finale anstimmen. Bawag-Generaldirektor Ewald Novotny hat den Takt angegeben, das Unternehmen bis dahin zu verkaufen. Um den letzten Klaviererzeuger Österreichs, der im Vorjahr 420 Pianos produziert hat, raufen sich angeblich schon die Interessenten. Neben den üblichen Verdächtigen – der direkten Konkurrenz wie Steinway, der Berliner Bechstein (in koreanischem Besitz) sowie der japanischen Yamaha – soll auch ein chinesischer Klavierbauer namens Pearl River Piano Group zu den potenziellen Käufern zählen. Der US-Gitarrenhersteller Gibson, vor vier Jahren der Bawag noch unterlegen, soll ebenso zu den möglichen Investoren gehören. Auch von Südeuropa wurde von einem Unternehmen bereits Interesse bekundet, heißt es in Insider-Kreisen. Darüber hinaus gibt es eine illustre Run-

de von Kandidaten, die immer im Gespräch ist, wenn Übernahmen zur Diskussion stehen, darunter die UIAG (Unternehmens Invest AG). Red-Bull-Chef Dietrich Mateschitz soll sein Interesse noch nicht deponiert haben. Er wäre ein logischer Kandidat. Er hat in seinem Hangar in Salzburg einen Konzertflügel der Marke Bösendorfer stehen. Die Wiener könnten ihm weitere Flügel verleihen.

Ohne Dirigent

Wer nach dem Abgang des ehemaligen Papiermanagers Manfred Aichinger das operative Geschäft bei Bösendorfer leiten wird, steht indes noch nicht fest. Aichinger scheidet Ende des Monats nach dreijähriger Geschäftsführung aus. Ob überhaupt noch ein Interimschef den Takt angeben wird, ist derzeit noch in der Schwebe.

Jedenfalls braucht das Unternehmen eine stärkere Ausrichtung auf den Markt, heißt es in der Branche. „Ein Klavier ist ein schönes, aber nicht einfaches Produkt, in das zudem noch jede Menge Know-how hineinfließt“, erklärte ein Händler im Gespräch mit *economy*. Aber das Umfeld muss man kennen, um letztendlich auch weltweit verkaufen zu können.

Fortsetzung von Seite 1

Die vielen kleinen Betreiber bangen um ihre Existenz. Betroffen ist etwa die Firma Büro-Shop in Steyr. Das Unternehmen betreibt zusammen mit einem lokalen Kabelanbieter einen eigenen Internet Provider. Nachdem Büro-Shop bereits das Geschäft mit ADSL-Anschlüssen aus Kostengründen an Telekom Austria abgegeben hatte, könnte nun auch jenes mit dem Breitbandzugang über Kabel unrentabel werden.

Martin Hotze, Inhaber des Innsbrucker ADSL-Anbieters Hotze.com, will die Speicherkosten den Endkunden verrechnen. „Wir werden diese Belastungen weitergeben müssen und auch auf der Rechnung entsprechend ausweisen. Der Kunde soll wissen, dass er überwacht wird“, erklärt Hotze. „Das Ganze bringt außer viel Arbeit gar nichts. Der Sicherheitsgewinn ist gleich null, dafür ist die Umsetzung umso schwieriger.“ Dass er für die Umsetzung des Regelwerks zusätzliche Arbeitskräfte aufnehmen wird, schließt Hotze aus: „Dieser finanzielle Mehraufwand ist im Provider-Geschäft nicht mehr tragbar.“

Große Provider sehen sich zwar bei der Umsetzung der

EU-Richtlinie und der Verbindungsdatenspeicherung ebenfalls größeren technischen Problemen gegenüber, verfügen aber über die nötigen finanziellen Mittel und Mitarbeiter.

Um das Schlimmste abzuwenden, will der Dachverband der Internet Service Provider Austria (Ispa) die Gnadenfrist von drei Jahren nutzen. „Wir wollen uns einmal ansehen, wie das in anderen Staaten gehandhabt wird, und setzen auf eine vernünftige Lösung“, sagt Ispa-Generalsekretär Kurt Einzinger. Für die Klein-Provider soll eine Befreiung von dieser Regelung erreicht werden.

Internationales Handicap

Laut Einzinger stellt die EU-Richtlinie für die heimischen Provider ein eindeutiges Handicap im internationalen Umfeld dar: „Vor allem Kunden, die keine Erfassung ihrer Kundendaten wünschen, können ganz einfach auf Provider außerhalb der EU ausweichen.“ Einzinger will eine Kompensation der Provider für ihre Speicher-Services erreichen. Auf eine staatliche Abgeltung hofft auch die Wirtschaftskammer.

„Die Richtlinie stellt eine extreme Belastung für die Provider und die Telekom-Unter-

nehmen dar, wenn es zu keinem Ersatz kommt“, erklärt Peter Pfeifhofer von der Abteilung für Rechtspolitik der WKÖ. „Vor allem die Provider befinden sich in einem internationalen Wettbewerb. Sollte es zu keinem Kostenersatz kommen, hat das Nachteile für den Wirtschaftsstandort.“

Die Ablehnung der Provider liegt auch darin begründet, dass die EU-Richtlinie in ihrer derzeitigen Form technisch kaum umsetzbar ist und viele Grundrechte berührt. Ein Thema, bei dem viele dieser Unternehmer äußerst sensibel reagieren.

Die Intention der Richtlinie, alle Kommunikationsvorgänge umfassend zu dokumentieren, ist technisch extrem aufwändig und ohne Probleme im Hinblick auf den Schutz der Grundrechte kaum machbar. Trotzdem haben EU-Kommission und EU-Rat ihre Überwachungspläne wieder mit Nachdruck vorangetrieben. Unklar ist bei der Umsetzung auch noch, wie lange die Daten gespeichert werden müssen. Die Palette reicht von sechs bis 24 Monate. Laut Justizministerium soll die verdachtsunabhängige Speicherpflicht in Österreich ein Jahr betragen. Die Ispa will sie dagegen auf sechs Monate begrenzt sehen.

Forschung

Rüstzeug für Elite-Macher

Exzellenz-Unis sollen der Spitzenforschung zur internationalen Sichtbarkeit verhelfen und den Brain Drain stoppen.

Alexandra Riegler

In Zeiten, in denen Universitätsinstitute, in die Autonomie entlassen, mit ihrem Überleben kämpfen, scheinen Elite-Unis kein besonders demokratischer Ansatz. Doch die Lissabon-Strategie 2010 der Europäischen Union hat die Zeichen gesetzt: In vier Jahren soll Europa zur weltweit bedeutendsten Wissensregion aufgestiegen sein. Dem Brain Drain zuzusehen, weiterzuerfolgen, wie forschungshungrige europäische Wissenschaftler US-amerikanisches Humankapital stärken, möge bald Vergangenheit sein.

Ein Mittel zum Zweck sind Exzellenz-Universitäten, die, vorbildlich vernetzt, verkrustete Strukturen aufbrechen und der Spitzenforschung zur kritischen Masse verhelfen sollen. Doch lassen sich in fremden wis-

senschaftlichen Landschaften entstandene Vorbilder wie das Massachusetts Institute of Technology (MIT) oder das Weizmann Institute einfach in unsere Gefilde verpflanzen?

Das Weizmann Institute macht jedenfalls genau vor, was Österreich auch haben will: postgraduale, naturwissenschaftliche Ausbildung und Forschung. Siegfried Selberherr, Vorstand am Institut für Mikroelektronik an der TU Wien, zeigt sich zuversichtlich, dass Österreich in seiner Metrik mit Israel durchaus gleichwertig sei. Und doch ist vieles anders: So etwa die Einnahmen aus Charity, die der Universität ein Vermögen im hohen dreistelligen Millionen-Dollarbereich bescheren. „Charity ist in der jüdischen Welt eine verbreitete Aktivität, eine Besonderheit, die es in Österreich wohl nie geben wird“,

erklärt Christoph Kratky, FWF-Präsident und Ordinarius für Physikalische Chemie an der Universität Graz. Ob sich jedoch eine Vorzeige-Institution, wie in Gugging geplant, einfach in die heimische Geisteskultur einfügt, bleibt dahingestellt.

Themen oder Köpfe

Erste Befürchtungen greifen um sich, dass bestehende Strukturen durchkreuzt und Gelder von den Unis sowie Fachhochschulen Österreichs abgezogen werden. „Wenn man den Unis dann noch ihre Doktoren wegnimmt, werden diese zu Fachhochschulen“, ereifert sich Gerhard Fröhlich, Wissenschaftsforscher an der Universität Linz. Denn der Anteil der Gescheiten würde ja schließlich nicht höher.

Am Beginn von Exzellenz-Hochschulprojekten wartet eine



Die Ex-Landesnervenklinik Gugging (hier mit dem „Haus der Künstler“) ist als Campus für die Elite-Uni umstritten. Foto: APA

Henne-Ei-Problematik: Sollen am Anfang die Themen oder die wissenschaftlichen Leitfiguren stehen? „Die Initialrichtung gilt es vorzugeben“, ist Selberherr überzeugt, danach steht jedoch

Freiheit an: Die Forschungsrichtung muss sich ständig moderierend und revolutionierend ändern können.

Fortsetzung auf Seite 4

Verlagsserie

Lust auf Technik heißt Lust auf Zukunft

Mit Technik-Workshops begeistert die IV Salzburg Schüler und Schülerinnen.

Gut ausgebildete Techniker sind die Quelle für erfolgreiche Innovationen und sichern so die wirtschaftliche Zukunft Österreichs. Nachwuchs für technische Berufe wird aber immer rarer. Die Industriellenvereinigung Salzburg versucht diesem Trend zu begegnen, indem insbesondere bei jungen Frauen Lust auf Technik geweckt werden soll. Diese Initiative ist ein Projekt des Dialogprogramms „Innovatives-Oesterreich.at“.

Neue und erfolgreiche Produkte stellen die Grundlage für eine internationale konkurrenzfähige Wirtschaft dar. „Nur durch ständige Innovation, durch Flexibilität und die Fähigkeit, individuelle Lösungen anzubieten, können die Unternehmen in einem Hochlohnland wie Österreich auf Dauer erfolgreich bestehen“, bestätigt Siemens-Salzburg-Geschäftsführer Peter Korczak, Vorsitzender des F&E-Ausschusses der IV Salzburg. Damit österreichische Betriebe solche Produkte entwickeln können, brauchen sie gut ausgebildete und kreative Techniker, die in spätestens drei bis vier Jahren in ausreichender Anzahl auf dem Arbeitsmarkt fehlen werden, ist Korczak überzeugt.

Info

● **IV Salzburg.** Hans-Christian Pfarrkirchner; Bildung, Innovation und Forschung; Franz-Josef-Straße 13, A-5020 Salzburg; Tel.: +43/(0)662/87 22 66-76, E-Mail: h.pfarrkirchner@iv-net.at

www.iv-salzburg.at



Die Techniks-Workshops wurden von den Schülern begeistert aufgenommen. Foto: IV Salzburg

fürer Peter Korczak, Vorsitzender des F&E-Ausschusses der IV Salzburg. Damit österreichische Betriebe solche Produkte entwickeln können, brauchen sie gut ausgebildete und kreative Techniker, die in spätestens drei bis vier Jahren in ausreichender Anzahl auf dem Arbeitsmarkt fehlen werden, ist Korczak überzeugt.

Die Deckung des Bedarfs durch internationale Rekrutierung wird schwierig, da auch andere EU-Länder einen Tech-

nikermangel zu erwarten haben. Überall wird Technikernachwuchs gesucht, und noch immer entscheiden sich zu wenige junge Leute für eine technische Ausbildung, was durch die demografische Entwicklung noch weiter verschärft wird. Korczak: „Es ist daher hoch an der Zeit, möglichst viele Jugendliche für qualifizierte technische Berufe zu interessieren und ihnen die Berufschancen der Zukunft aufzuzeigen.“ Insbesondere die technischen

Talente junger Frauen gilt es zu wecken, die aufgrund der noch immer vorherrschenden Meinung, Technik sei eine Männerdomäne, oft im Verborgenen schlummern. An technischen Fachschulen und höheren technischen Lehranstalten bewegt sich der Frauenanteil gerade einmal bei sieben Prozent.

Im Land Salzburg will man das jetzt im Rahmen einer Initiative des Dialogprogramms „Innovatives-Oesterreich.at“ ändern und aktive Bewusstseinsarbeit bei jungen Menschen, insbesondere bei Mädchen, leisten, um die Lust auf Technik zu wecken. Die IV Salzburg veranstaltet an Schulen Workshops, um Mädchen und Buben spielerisch an technische Herausforderungen heranzuführen. Dabei steht insbesondere die Zusammenarbeit in gemischten Teams im Vordergrund, wodurch die Männerdomäne Technik aufgebrochen werden soll. In den Workshops werden technische Fragen erarbeitet, Kreativität für Innovationen geübt und Technik anhand einer einfachen Lötübung erfahren. Zudem steht jeweils eine erfolgreiche Technikerin aus Salzburger Industriebetrieben, wie Liebherr, Bosch und das W&H Dentalwerk, für

intensive Gespräche mit den Schülern zur Verfügung.

Die Konzeption dieser Workshops wurde in intensiver Zusammenarbeit zwischen der IV Salzburg und Vertretern von FIT und Einstieg durchgeführt. Am 21. Februar wurde der erste Pilotworkshop an der Hauptschule Oberndorf derart erfolgreich durchgeführt, dass bei Projektleiter Hans-Christian Pfarrkirchner bereits zahlreiche Anfragen für mögliche Termine in anderen Schulen eingelangt sind. Als weitere Orte stehen im März die HS Oberndorf und im Mai die HS Bergheim fest.

www.innovatives-oesterreich.at

Innovatives Österreich (Teil 5 der Serie)

Erscheint mit finanzieller Unterstützung von



Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Ernst Brandstetter. Der sechste Teil erscheint am 24. März 2006.

Forschung

Notiz Block



Ein Mond, gestreift und heiß

Dreimal ist die Raumsonde Cassini nun schon an dem kleinen Saturn-Mond Enceladus vorbei geflogen, jetzt haben Forscher aus den USA und Deutschland die Daten ausgewertet. Demnach ist der Südpol des Himmelskörpers von einem Streifenmuster, ähnlich jenem von Tigern, überzogen. Außerdem ist Enceladus Mitglied in einem äußerst exklusiven Klub – jenem der geheizten Himmelskörper: Enceladus ist unter seiner dicken Eisschicht offenbar wärmer als an seiner Oberfläche. Das ist zuvor erst für zwei feste Himmelskörper nachgewiesen worden: Für den Jupitermond Io und – die Erde.

Kleine Vögel, extrem pünktlich

Zimtkolibris sind wahre Meister des Multi-Taskings, das haben britische Forscher herausgefunden. Die Ornithologen beobachteten in den kanadischen Rocky Mountains, dass die kleinen Vögel in der Lage sind, gleichzeitig bis zu acht Zeitintervalle im Kopf zu behalten. Ein Kolibri besucht mehrmals am Tag die Blüten in seinem Revier und saugt deren Nektar ab. Danach dauert es eine bestimmte Zeit, bis die Blumen frische Nahrung produzieren. Würde der Kolibri zu früh wiederkehren, fände er keine Nahrung, der Anflug wäre umsonst. Lässt er dagegen zu viel Zeit verstreichen, könnten ihm Artgenossen zuvorkommen. Beeindruckt konnten die Forscher nun beobachten, dass Kolibris bis zu acht Blüten jeweils genau termingerecht anfliegen können. „Offenbar starten die Tiere bei jedem Blüten-Besuch eine innere Stoppuhr“, so die Wissenschaftler. „Und die läuft exakt so lange, bis wieder Nektar bereit steht.“ Die Schlussfolgerung der Wissenschaftler: Tiere sind offenbar in der Lage, ihre Zukunft mit bisher ungeahnter Präzision zu planen.

Rotwein löst Zahnprobleme

Rotwein kann helfen, Erkrankungen des Herzens und des Kreislaufs sowie Krebserkrankungen zu vermeiden. Das ist seit Längerem bekannt, doch jetzt haben Dentisten im kanadischen Québec eine weitere Ausrede für passionierte Weintrinker gefunden: Der Traubensaft hilft auch bei der Bekämpfung von Parodontitis. An dieser Entzündung von Zahnfleisch und Kiefer leiden immerhin 15 Prozent aller Menschen im Alter zwischen 21 und 50 Jahren, in der Gruppe 50 plus sind sogar 65 Prozent betroffen. Verursacht wird die Krankheit durch Bakterien, gegen die das Immunsystem mit Fresszellen vorgeht. Dabei entstehen große Mengen an sogenannten „freien Radikalen“. Doch diese schaden dem Zahnfleisch. Das wiederum führt zur Lockerung oder gar dem Verlust von Zähnen. Nun fanden die Forscher heraus: Polyphenole, wie sie auch in Rotwein vorkommen, sind in der Lage, die Produktion von freien Radikalen zu bremsen oder gar zu stoppen. Herzlichen Dank an die Dentisten.

Späte Eroberung der Osterinseln

Forscher von der Universität in Honolulu haben neue Details über die Besiedelung der entlegenen Osterinseln im Pazifischen Ozean herausgefunden: Mit Hilfe der Radiokarbon-Methode haben sie festgestellt, dass die ersten Polynesier erst im Jahr 1200 hier gelandet sind – gut 200 Jahre später als bisher angenommen. Und: Die Neuankömmlinge begannen sofort mit dem Aufstellen der berühmten Steinköpfe. Gleichzeitig holzten sie die einst üppigen Urwälder ab. Als niederländische Seefahrer im Jahr 1722 an Land gingen, fanden sie auf den Inseln keine Bäume mehr vor, dafür waren die Osterinseln mit Statuen übersät. *gd*

Startschuss für Europas Prestige-Uniprojekt

Das European Institute of Technology sieht Forschungsknoten in Europa vor. Österreich rechnet sich mit Gugging gute Chancen aus.

Alexandra Riegler

Europa hat nachgelassen: Zwischen 1901 und 1950 entstammten noch 73 Prozent der Nobelpreis-Gewinner jener Region, die heute zur Europäischen Union zu zählen ist. In den darauffolgenden 50 Jahren waren es nur noch 19 Prozent. Wenn auch bloß ein Parameter unter vielen, zeigt er doch deutlich das Erstarken der Forschungsmacht USA und die Globalisierung der Wissensproduktion auf.

Eine Flaggschiff-Universität nach dem Vorbild des Massachusetts Institute of Technology (MIT) in den USA soll Europa an die Spitze der Forschung zurückbringen. Ende Februar legte der geistige Vater des European Institute of Technology (EIT), José Manuel Barroso, ein genaueres Konzept vor. Demnach soll eine mit Strategie, Budget und Evaluierung beschäftigte Zentrale ein Netz aus „Wissenscommunitys“ koordinieren. Jede dieser Niederlassungen soll sich aus handverlesenen Teams aus Wissenschaft und Industrie zusammensetzen und Forschung, Lehre und nicht näher benannte Innovationsaktivitäten in strategischen Bereichen verfolgen.

Fortsetzung von Seite 3

Ähnlichkeiten bestehen hier etwa mit dem höchst erfolgreichen Research Institute of Molecular Pathology (IMP) in Wien, wo neben einer Grundausrichtung ein großer thematischer Spielraum vorherrscht.

Der lange Arm der Wirtschaft

Ähnlich verpönt wie Bürokratie und Zeitdruck ist das Vorhaben, Geldgebern thematisches Mitspracherecht einzuräumen, ganz gleich wie subtil dabei verfahren wird. Für FWF-Präsident Kratky ist dies ein gravierender Schwachpunkt der heimischen Forschungslandschaft: „Die Kultur, dass Geldgeber kein Mitspracherecht haben, ist in Österreich immer noch unterentwickelt.“

Dabei herrscht in der Wissenschaft in Österreich weitgehend Einigkeit darüber, dass Eliteforschung Grundlagenforschung bedeutet. Zwar stehen gewisse Themen der Praxis näher, und Erkenntnisse münden wie in der Mikrobiologie nicht selten direkt in „Spin-offs“, also Unternehmen, die aus dem Universi-

Das EIT soll mit EU-Geldern, dem Budget der Mitgliedstaaten sowie dem privaten Sektor finanziert werden. Mit der Entscheidung, das Exzellenz-Institut Gugging als österreichischen EIT-Vorschlag ins Rennen zu schicken, ist man im Bildungsministerium weiterhin zuversichtlich, „ganz vorne mit dabei zu sein“.

Straßburg ist Favorit

Neben Österreich haben sich bereits die Tschechische Republik, Polen, Deutschland sowie Frankreich mit den beiden Standorten Paris und Straßburg um den EIT-Standort beworben. Letzterer findet bei einigen Mitgliedern des Europäischen Parlaments Zustimmung. Unter der Voraussetzung, dass das EU-Parlament nach Brüssel verlegt wird, würden dem EIT so gleich auch Räumlichkeiten zur Verfügung stehen: jene des Europäischen Parlaments.

Die auf rund 200 Mio. Euro geschätzten jährlich anfallenden Kosten für das Reiseaufkommen der Parlamentarier zwischen Brüssel und Straßburg und die Gebäude-Erhaltung in ihrer Abwesenheit ließen sich zudem in Richtung EIT umleiten. In Österreich stoßen

tätsbetrieb heraus ausgegliedert werden und sich in der Wirtschaft behaupten wollen. Kalkulierbarer ist die Forschung in diesen Bereichen deswegen freilich nicht. Auch hier gilt: „Wissenschaft an vorderster Front ist nicht vorhersehbar“, formuliert Fröhlich. Und meint damit: Vieles geht schief und kostet Zeit und Geld.

Wie lange mag es also dauern, bis aus einem ehrgeizigen Konzept für eine Elite-Universität ein rühriger wissenschaftlicher Betrieb wird? Zehn Jahre, bis dahin müsste es „flattern, wenn auch nicht fliegen“, ist Mikroelektroniker Selberherr überzeugt. Er stimmt damit mit den ursprünglichen Plänen von Anton Zeilinger überein: Eine österreichische Exzellenz-Universität könnte innerhalb eines Jahrzehnts Spitzenforschung mit internationaler Sichtbarkeit zu Tage fördern.

Die Idee beim Kaffee

Ein breiter Konsens herrscht indes über das Konzept des Campus. In den Naturwissenschaften entstehen Ideen durch die Interaktion der For-

die zügigen Entscheidungen der Regierung rund um das Exzellenz-Institut Gugging, die in direktem Zusammenhang mit dem „Schielen auf die Millionen aus Brüssel“ stehen, einigen Wissenschaftlern bitter auf. Universitätsgründungen sollten mehrere Hintergründe als Kalkül haben, lautet die Kritik.

EIT erntet Kritik

Auch das EIT muss sich Kritik von einigen Seiten gefallen lassen. Das European Research Advisory Board befürchtet einen Kannibalisierungseffekt gegenüber der vom Europäischen Forschungsrat (ERC) beschlossenen Grundlagenforschungsförderung. Der ERC wiederum äußert sich kritisch über den Top-down-Ansatz des EIT-Konzeptes. Von der Kommission werden die Einwände bis dato nicht kommentiert.

Den Bedenken, dass das EIT zu Lasten des 7. Rahmenprogramms (RP7) für Forschung und Entwicklung gehen könnte, sieht man im heimischen Bildungsministerium zuversichtlich entgegen: Die EIT-Finanzierung wird das RP7 voraussichtlich nicht tangieren. Die nächsten Schritte sind beim EU-Gipfel im März fällig. Dort steht der Auftrag an die Kommission an, bis Herbst ein genaueres Konzept vorzulegen. Läuft alles nach Plan, ist eine Standortentscheidung im Jahr 2008 zu erwarten.

scher, man muss sich nur über den Weg laufen. Auch wenn es wenig überraschend scheint, dass Wissenschaftler beim entspannten Socializing auf gute Ideen kommen: In Zeiten zunehmender Vernetzung und virtueller Communitys im Internet ist doch erwähnenswert, dass physische Kontakte nach wie vor eine unersetzbare Qualität besitzen. Besonderer Stimulus kann bei der Begegnung die Interdisziplinarität sein: An der Universität Stanford etwa würden Philosophen höchst erfolgreich Techniker betreuen, nennt Wissenschaftsforscher Fröhlich ein Beispiel. Auch er selbst habe durch die gemeinsame Unterbringung in einem Gebäude mit Juristen erheblich profitiert und Einblicke gewonnen, die anders wohl nicht zustande gekommen wären.

Doch Campus hin oder her, eine allzu große Abgeschiedenheit tut der Wissenschaft offenbar auch nicht gut. Für den Standort Gugging regt Fröhlich daher keine Exzellenz-Uni an, sondern eher ein wissenschaftliches Kolleg. Diese stünden auch anderswo im Wald.

Forschung

Wissenstransfer: Absolventen der Universitäten präsentieren ihre Forschungsarbeiten

Elektronische Signatur in der Praxis

Ein Vorgehensmodell soll Unternehmen helfen, die Signaturtechnologie effizient und rechtlich korrekt einzuführen.

Katharina Steininger

Die elektronische Form der Dokumentenerstellung, Weiterleitung und Archivierung ist in vielen Unternehmen bereits Standard. Damit in einem weiteren Schritt auch Verträge über das Internet geschlossen oder Amtswege online absolviert werden können, bedarf es hoher und rechtlich garantierter Sicherheit, dass der Urheber eines elektronischen Dokuments eindeutig identifiziert werden kann. Diese Funktion wird von der elektronischen Signatur erfüllt, die unter bestimmten Voraussetzungen die rechtliche Garantie für eine Gleichstellung des signierten Dokuments mit einer eigenhändig unterschriebenen Urkunde im Geschäftsverkehr über das Internet schafft.

Unternehmen können mit der elektronischen Signatur nicht nur Kosten sparen – etwa durch die Reduktion von Druck- und Portokosten oder von Papiermengen und Räumen bei der Archivierung –, sondern auch die Sicherheit erhöhen sowie Prozesse und Arbeitsabläufe automatisieren und beschleunigen. Doch trotz dieser unbestrittenen betriebswirtschaftlichen und sicherheitsrelevanten Vorteile zeigt die Praxis, dass viele Unternehmen die Einbindung der elektronischen Signatur in die bestehende Struktur scheuen.

Orientierungshilfe

Neben umfangreichen und stellenweise undurchsichtigen rechtlichen Regelungen stehen Unternehmen vor einer Vielzahl von auf dem Markt vorhandenen, oftmals teuren technologischen Lösungen sowie Schwierigkeiten bei der Eingliederung der Signaturtechnologie in bestehende Geschäftsprozesse.

Ziel der Diplomarbeit „Elektronische Signaturen und deren Umsetzung – Ein Vorgehensmodell zur Einführung elektronischer Signaturen“ war es daher, einerseits eine übersichtliche Darstellung der rechtlichen und technischen Rahmenbedingungen der elektronischen Signatur zu geben. Andererseits sollte Unternehmen eine systematische Vorgehensweise angeboten werden, mit deren Hilfe die individuellen rechtlichen, technischen und wirtschaftlichen Anforderungen und Bedürfnisse unterschiedlicher Organisationen bei der Einführung der Signaturtechnologie berücksichtigt werden. Mit diesem Vorgehensmodell können Unternehmen auf eine Hilfestellung bei der Planung, Realisierung und Überwachung von Signaturprojekten zurückgreifen.

Dieses schrittweise Vorgehen in Form einzelner detailliert beschriebener Projektphasen beginnt bei der Feststellung und systematischen Analyse des Bedarfs sowie der organisatorischen und technischen Rahmenbedingungen in jenen Unternehmensbereichen, in denen die elektronische Signatur unterstüt-

zend eingesetzt werden kann. Erst auf Basis dieser Ergebnisse kann festgelegt werden, welche Arbeitsabläufe von der Signatur betroffen sind, welches Sicherheitslevel ein durch die Signatur unterstützter Geschäftsprozess erfüllen muss, in welche bestehenden technischen Systeme die elektronische Signatur einge-

bunden werden soll und welche rechtlichen Anforderungen bei der Nutzung beachtet werden müssen. Damit ist sichergestellt, dass eine rechtlich konforme sowie technisch und wirtschaftlich sinnvolle Signaturart ausgewählt wird. Im letzten Schritt wird durch eine sukzessive Integration der neuen

Signaturtechnologie in die bestehende IT-Infrastruktur eine vollständige und fehlerfreie Eingliederung in das Unternehmen gewährleistet.

Die Autorin studierte Wirtschaftsinformatik – Information Engineering an der Johannes-Kepler-Universität Linz.

VERBLÜFFEND



Unvergleichliche Farbqualität mit garantierter Kostenkontrolle:
Die Solid Ink-Technologie von Xerox wird die DNA Ihres Unternehmens verändern.

Xerox Colour. Farbe macht Sinn.

Wenn auch Ihr Unternehmen ein wenig Farbe gebrauchen kann, sollten Sie sich für die neuen Solid Ink-Farbdrucker Xerox Phaser 8500 und 8550 entscheiden. Sie liefern Farbdrucke in höchster Qualität bei einer Geschwindigkeit von bis zu 30 Seiten pro Minute. Benötigen Sie eher ein Multifunktionsgerät, bietet sich das Xerox WorkCentre® C2424 an. Es kopiert, druckt und scannt bis zu 24 Seiten pro Minute. Und bei günstigen Preisen ist die Farbe nicht der einzige Faktor, der überzeugt. Mit der Xerox PagePack-Option haben Sie auch Ihre Kosten im Griff, denn dieser Festpreis-Servicevertrag deckt Ihren gesamten Service- und Verbrauchsmaterialienbedarf** ab. Bei so vielen Vorteilen wird sofort klar, dass die Xerox



Ab € 799,-*

Solid Ink-Technologie für eine ganz neue Generation von Farbgeräten für den Bürobedarf steht. Machen Sie die Probe aufs Exempel und lassen Sie sich zeigen, welche verblüffenden Veränderungen die Solid Ink-Technologie von Xerox in Ihrem Unternehmen herbeiführen kann. Um die Adresse Ihres Fachhändlers zu erfahren, eine Vorführung zu arrangieren oder Info-Material anzufordern, besuchen Sie unsere Website oder rufen Sie uns unter nachstehender Nummer an.



xerox.com/verblueffend

081 0101 866

INNOVATE 06

MAK, Wien, 25.-26. April

XEROX

Technology | Document Management | Consulting Services

*Bezieht sich auf eine Phaser 8500 AN-Konfiguration. Empfohlener Richtpreis ab € 799,- (zzgl. Mehrwertsteuer). **Ohne Papier. Der Xerox PagePack-Vertrag muss mit dem Händler vereinbart werden.
© 2006 XEROX CORPORATION. Alle Rechte vorbehalten. XEROX®, Phaser®, WorkCentre® und Xerox Colour. Farbe macht Sinn.™ sind Warenzeichen der XEROX CORPORATION.

Forschung

Peter Purgathofer: „Man müsste Informatik als Ganzes erkennen. Und zwar so, dass der Kern ihrer Tätigkeit darin besteht, Systeme zu schaffen, die das Leben von Menschen verändern. Wenn sich diese Erkenntnis durch die Informatik zöge, dann würde sie als Ganzes ein wenig weg von der Ingenieurs- hin zur Gestaltungsdisziplin rücken.“

Schritt-für-Schritt führt ins Nirgendwo

Klaus Lackner

economy: In den letzten Jahren wurde viel über Software-Ergonomie und -Usability diskutiert. Wie sehen Sie heute diese Themen positioniert?

Peter Purgathofer: Der Begriff Software-Ergonomie ist etwas altmodisch und stammt aus den 80er Jahren. Das Schlagwort, das man bis vor wenigen Jahren gebraucht hat, war Usability. Das ist ein bisschen in Verruf geraten, weil es eine sehr enge Sicht der Dinge darstellt. In den letzten Jahren hat sich der Begriff Design sehr

stark manifestiert und neu positioniert. Sogar innerhalb der Human Computer Interaction Community wird sehr stark diskutiert, dass man sich stärker in Richtung Design und weg von den objektivistischen Sichten hin zu einer subjektiveren und emotionaleren Sicht wendet.

Gibt es also kein ideales Software Design für die Masse?

Es gibt keine objektiven Maßstäbe, wann ein Design gut ist und wann nicht. Es hängt einfach zu stark vom jeweiligen Kontext ab. Hier sind die Emotionen sehr wichtig.

Wo sehen Sie nun einen Software Designer positioniert?

In den letzten Jahren, mit der Verbreitung der Informationstechnologie bis in die Haushalte, hat man schon sehr stark gemerkt, dass der Ingenieursansatz oft zu kurz greift. Daraus hat sich eine neue Berufsform, ein neuer Designer, herausentwickelt. Er nimmt irgendwo diesen Platz zwischen den Benutzern auf der einen Seite und den Ingenieuren, den Entwicklern, auf der anderen Seite ein. Er wirkt als Architekt, der zuerst ein Haus entwirft, bevor ein Bauingenieur es baut.

Endgerätehersteller scheinen sich jedoch nicht darum zu kümmern.

Es gibt zwei Unternehmen, die vor Jahren beschlossen haben, Design in den Mittelpunkt ihres Unternehmens zu stellen. Das sind Apple und Samsung. Beide wurden damals belächelt. Apple für den iMac, und Samsung wurde mehr oder weniger gleich für tot erklärt. Heute geht es beiden Unternehmen sehr gut, weil sie Design in den Mittelpunkt gestellt haben.

Über Design, Usability und wie die Begriffe alle heißen, wird schon sehr lange diskutiert. Wird es nun in den Unternehmen angewandt?

Ein Problem ist, dass Software-Entwicklung in der Hand von Software-Ingenieuren liegt. Hier gibt es eine ganz unglückliche Fixierung auf Rationalität. Es herrscht der Glaube vor, mit Rationalität sei alles in den Griff zu bekommen. Das stimmt aber nicht. Es gibt heute Ansätze wie die agile Software-Entwicklung,

Steckbrief



Peter Purgathofer ist außerordentlicher Professor am Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung der TU Wien. Er arbeitet in Theorie, Praxis und Lehre am Design interaktiver Systeme. Foto: PP

Doch werden diese Übel noch sehr breit angewandt.

Das Management ist natürlich bestrebt, Kontrollmechanismen aufrechtzuerhalten. Eine geregelte Abfolge ist natürlich sehr leicht handzuhaben.

Wieso müssen dann immer die Anwender die schlechte Software ausbaden?

Software ist für den Benutzer immer das Front End, die Funktionen, die einem zur Verfügung stehen. Es ist die Arbeitserleichterung oder die -erschwerung. Der gute Sortier-Algorithmus, das gute Datenbankdesign ist nur mittelbar für den Anwender. Ingenieure tendieren dazu, sich Problemstücke herauszusuchen. Und deshalb müssen die User alles ausbaden. Zum Beispiel wurden die kompliziertesten Systeme für E-Learning entwickelt. Doch welche Funktionen für den Anwender wirklich wichtig sind, ist unter den Tisch gefallen.

Wie kann es nun mit der Branche weitergehen?

Die große Falle ist, dass man so die ganze Disziplin spaltet. Ein Teil wäre die hohe Klasse der Designer mit dem Ruhm und der andere Teil die Ingenieure, welche die ganze Arbeit machen. Aber das ist nicht notwendig. Man müsste Informatik als Ganzes erkennen. Und zwar so, dass der Kern ihrer Tätigkeit darin besteht, Systeme zu schaffen, die das Leben von Menschen verändern. Wenn sich diese Erkenntnis durch die Informatik zöge, dann würde sie als Ganzes ein wenig weg von der Ingenieurs- hin zur Gestaltungsdisziplin rücken.



Der Wettbewerbsvorteil integriertes Enterprise Content Management



- ▶ Hersteller und größtes unabhängiges deutsches Systemhaus für iECM
- ▶ Mehr als 2 Jahrzehnte Kompetenz und Erfahrung
- ▶ 1.000 Referenzprojekte europaweit
- ▶ ECM-Partner der Hälfte der DAX 30 Unternehmen
- ▶ 750.000 Anwender in allen Branchen

SER Solutions Österreich GmbH • Internet: www.ser.at • eMail: office@ser.at

DOXIS® iECM-Suite - Fortschritt durch Produktivität



Der Ärger über Endgeräte und Software soll bald der Vergangenheit angehören. Aber nur dann, wenn Software-Entwicklung nicht nur in der Hand von Software-Ingenieuren liegt. Foto: Palm

Forschung

Funkenschlag vom Auge zum Computer

Intelligente Eingabegeräte in der Rehabilitationstechnik helfen Behinderten bei der Benützung des Computers. ARC Seibersdorf Research hat mit „Eye Sparks“ eine Biosignal-Steuerung für den PC entwickelt.

Stephan Hofstätter

Der barrierefreie Zugang für Menschen mit besonderen Bedürfnissen gilt nicht nur für Gebäude und Straßen: Computer und Internet sind ebenso wichtig. Wer keine Probleme im Umgang mit Computermaus und Tastatur hat, denkt wahrscheinlich gar nicht daran, dass sie für manche Menschen eine unüberwindbare Hürde sein können. Leider ist es allzu oft der Fall, dass sich der Mensch der Technik anpassen muss, und nicht umgekehrt.

Wie wichtig die Bedienung eines Computers heutzutage ist, liegt auf der Hand. Am Beispiel des weltberühmten Physikers Stephen Hawking wird deutlich, wie eine physische Behinderung mit Hilfe angepasster Technik überwunden werden kann. Hawking steuert über einen Infrarotsender in seiner Brille einen Sprachcomputer. Dadurch kann er, wenn auch nur stark eingeschränkt, weiterhin Vorlesungen abhalten oder Interviews geben.

Funken aus der „Brille“

In Österreich hat sich ARC Seibersdorf Research (ARC-SR) im Bereich Rehabilitationstechnik auf technische Lösungen für besondere Bedürfnisse spezialisiert. Die neuesten Forschungsergebnisse nennen sich „Eye Sparks“ – zu Deutsch Augenfunkeln –, ein Biosignal-Eingabemedium auf Basis des Elektrookulogramms (EOG), das einer Brille ähnlich schaut. In den vergangenen Jahren wurden bereits ähnliche Produkte auf den Markt gebracht. Die „Life-Tool-Integra-Mouse“ und der „Life-Tool-Integra-Switch“ machen die Bedienung des Computers durch Mund und Lippen beziehungsweise Saugen und Blasen in ein Mundstück möglich.

Der Dresdner Sten Hanke hat im Zuge seiner Diplomarbeit und mit Unterstützung des Bereiches Medizintechnik von Seibersdorf Research das Eye Sparks-System entwickelt – und wurde dafür mit dem ersten Preis des „ARC Poster Awards“ in der Kategorie Diplomarbeiten ausgezeichnet. Die ARC Awards werden regelmäßig für herausragende Leistungen in Forschung und Technologieentwicklung vergeben. Hanke hat damit sein Studium an der TU Dresden abgeschlossen und ist mittlerweile in der

Medizintechnik der ARC-SR in Wiener Neustadt gewechselt.

Eye Sparks ist ein Biosignal-Steuerungsmedium. „Im EOG werden die elektrischen Potenziale der Augenbewegungen gemessen, ähnlich einem EKG des Herzens“, erklärt Hanke. Somit ist es möglich, mittels willkürlicher Augenbewegungen Schaltvorgänge auf dem Computer auszulösen. Dazu werden bis zu fünf Elektroden um beide Augen angebracht. Ein Signalprozessor verarbeitet die elektrischen Potenziale der Positionsänderung des Augapfels und erkennt die willkürlichen Bewegungen des Auges. Das Body-Area-Network sendet die gefilterten Nutzsignale via Funk an den Computer.

Eye Tracking – die elektronische Messung von Augenbewegungen – ist an sich nichts Neues. Es gibt bereits Entwicklungen auf Basis der Funktionsweise einer Kamera. „Das Problem ist meistens, dass sie schlecht funktionieren und teuer sind. Das Auge muss immer im Kamerablickfeld bleiben, und optische Reflexionen und Spiegelungen führen zu Fehlern“, sagt Hanke. „Der Vorteil von Eye Sparks ist, dass man sie einfach aufsetzt, ohne dass man extra noch verkabeln muss.“ Das Gerät lässt sich wie eine Brille aufsetzen. Ebenso wurde darauf geachtet, dass das brillenähnliche Gestell auch optisch gut aussieht. Das Industrial Design wurde von Lisa Ehrenstrasser – freie Mitarbeiterin in der Medizintechnik – entwickelt.

Lidschlag steuert Cursor

Primär soll das Eingabegerät bei Patienten mit Verletzungen der Wirbelsäule oder Patienten mit amyotropher Lateralsklerose (ALS), die nur ihre Augen bewegen können, verwendet werden. Die Anwendung könnte aber auch auf Situationen, in denen man freie Hände benötigt, ausgeweitet werden, etwa bei Krankenhausrufsystemen (auf Intensivstationen) sowie in Sekretariaten und Konferenzen.

Die konkreten Steuerungsmöglichkeiten mit Hilfe des EOG-Systems fasst Hanke so zusammen: „Man kann den Desktop in Quadranten unterteilen und mit den Augensignalen die einzelnen Felder anwählen. Eine weitere Möglichkeit besteht in der Programmierung von einer Art Handy-Tastatur auf dem Bildschirm.“

Das erlaubt es, bewusste Lidschläge herauszufiltern und damit den Cursor auf eine bestimmte Taste zu navigieren sowie den ersten, zweiten oder dritten Buchstaben auszuwählen – wie etwa bei der automatischen Worterkennung bei SMS auf dem Handy.“

Eye Sparks ist bislang noch nicht im Handel erhältlich. Der Prototyp ist fertig gestellt und befindet sich in der Phase der Evaluierung und Zertifizierung als Medizinprodukt. „Im EOG-Bereich ist bis jetzt noch nichts Funktionierendes auf den Markt gekommen. Außerdem sollten die Geräte für jeden erschwinglich sein“, zeigt sich Hanke von seiner Entwicklung überzeugt. Wie viel das Gerät im Handel kosten wird, wollte er nicht verraten.



Der Physiker Stephen Hawking steuert über einen Infrarotsender in seiner Brille einen Sprachcomputer. Foto: APA/DPA/Kugler



Politik – Wirtschaft – Medien – Kultur – Panorama – Technologien – Produkte

Message Delivered ...

... denn wir sind die Ersten, die Sie treffsicher mit Original-Informationen versorgen – per Mailabo zum Nulltarif.

www.ots.at

Die multimediale Plattform für Presseinformationen.

APA OTS

Ein Unternehmen der APA-Gruppe

Forschung

Emanzipation mit Hindernissen

Der Erfolg der Kompetenzzentren in Österreich treibt die Forschungspolitik in den Bundesländern an. Während der Bund das neue Programm nahezu alleine realisiert, setzen die Länder ihren eigenen Kopf durch. Über die frisch gewonnene Eigenständigkeit, komplexe Evaluierungen und den Ehrgeiz, Vorzeigeregion zu werden.

Alexandra Riegler

Dass sich die Verhandlungen für die neue Kompetenzzentrumsförderung so kompliziert gestalten, ist für Eva Czernohorszky, Leiterin des Bereichs Kompetenzzentren im Zentrum für Innovation und Technologie (ZIT), Ausdruck einer sehr positiven Entwicklung: Die Länder emanzipieren sich in ihrer Forschungspolitik von den einst starren Vorgaben des Bundes. Dieser will unterdessen K-neu – so der vorläufige Name für die Zukunftsstrategie der Kompetenzzentren – in Eigenregie über die Bühne bringen. Vorgegeben soll nur noch ein Rahmen werden, innerhalb dessen die Länder Akzente setzen, Lücken schließen und für die Region Relevantes vorantreiben.

Drei Stufen der Zusammenarbeit könnten dabei zur Auswahl stehen: Einerseits eine ähnlich enge Kooperation wie bisher, andererseits eine lose Verbindung inklusive eigener Evaluierung oder die völlige Entkoppelung der Förderleistungen mit der Konzentration auf eigene Stoßrichtungen. Ob schließlich Wissenschaftlicher Rat und Finanzministerium in den positiven Grundtenor

über die Emanzipation der Länder einstimmen, bleibt indes noch dahingestellt.

Anno 1998 war noch alles ganz anders: Aus der Planung für die Strukturförderung K-plus wurden die Länder herausgehalten, den finanziellen Beitrag hatten sie dennoch zu leisten. Der politische Druck, mitzumachen, war groß, ein Nein keine Option. Auch konnte man dem Bund nur wenig Expertise entgegenzusetzen, die Forschungsförderung steckte noch in den Kinderschuhen, abgesehen von der finanziellen Unterstützung von Einzelprojekten wurde kaum etwas unternommen.

Getrennte Wege

Doch K-plus und seine Abwandlungen K-ind und K-net wurden zum Erfolg, die Länder versuchten sich an einer Forschungspolitik. Heute wird von eigens dazu abgestellten Agenturen ein zum Teil ausgeklügeltes Förderungsportfolio verwaltet. „K-plus hat eine Vervielfachung der Mittel bewirkt“, resümiert Harald Gohm, Geschäftsführer der Tiroler Zukunftsstiftung.

Dass Bund und Länder bei den Kompetenzzentren hinkünftig getrennte Wege gehen, ist vor



Bei der Forschung gehen Bund und Länder künftig teilweise getrennte Wege. Einige Bundesländer haben dabei ehrgeizige Pläne und wollen in Europa die erste Geige spielen. Foto: Andy Urban

allem auf den Widerstand Wiens zurückzuführen. „Es gab immer größere Probleme, die Trennung war die einzige logische Konsequenz“, so Czernohorszky. Die bisher bereits schwierige budgetäre Kalkulierbarkeit würde mit den sogenannten K2-Zentren – Forschungseinrichtungen mit bis zu 200 Mitarbeitern und einem Förderbudget von bis zu zehn Mio. Euro – einen Grenzwert erreichen. Budgets in dieser Größenordnung könne man nicht einfach so reservieren, heißt es beim ZIT. Gleichzeitig gestalteten sich trotz zum Teil überregionaler Strategien die finanziellen Verhandlungen zunehmend als „kleinlich und mühsam“.

Auf der anderen Seite mussten sich die Länder trotz finanzieller Beteiligung bei den Evaluierungen auf das Urteilsvermögen des Bundes verlassen. Ein doppeltes Reviewing schien von Seiten der Forschungsinstitute mehr zeitraubend als zielführend: „Es ist kaum sinnvoll, wenn jeder seine eigene Evaluierung macht“, erklärt Markus Kommenda, Geschäftsführer des K-plus-Zentrums Forschungszentrum Telekommunikation Wien (FTW).

Eine weitere treibende Kraft bei den „Unabhängigkeitsbestrebungen“ war Oberösterreich. Auch wenn Gerlinde Pöchlhammer, Geschäftsführerin der Oberösterreichischen Technologie- und Marketinggesellschaft (TMG), die künftige Zusammenarbeit mit dem Bund unverändert als eine „ganz enge“ beschreibt. Das bis dato einzige Land, das auch wei-

terhin sein Geld ohne Mascherl in den Fördertopf leert, ist die Steiermark. „Die Steirer wollen die Aufteilungen in Bundes- und Landesinteressen nicht“, weiß Rupert Pichler, Leiter der Abteilung für Forschungs- und Technologieförderung im Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie. Da sich der Anwendungsforschung in der Steiermark ohnehin bereits die Joanneum Research annimmt, sei man wohl mit der Grundlagenausrichtung der Kompetenzzentren zufrieden, keine große Veränderung täte Not, vermutet Pichler. Gleichzeitig sei jedoch unklar, warum das Bundesland bei finanziellen Leistungen für inzwischen elf Kompetenzzentren auf eine größere Bewegungsfreiheit verzichten will.

Um weitere Komplexität zu verhindern, sind die Standortgemeinden nicht zu den Verhandlungen eingeladen. Graz etwa, das sich an der Förderung der ersten Kompetenzzentren beteiligt, kommt dies wohl nicht ungelegen: Die Finanzprobleme der steirischen Landeshauptstadt würden sich durch weitere Projekte nur noch verschärfen.

Führungsanspruch in der EU

Ehrgeizige Pläne werden unterdessen in Oberösterreich geschmiedet: Die Initiative „Innovatives OÖ 2010“ definiert 18 Strategien und 43 Maßnahmen, die das Bundesland in vier Jahren zur „führenden innovativen Region“ in Europa machen sollen. 600 Mio. Euro werden zu diesem Zweck bis zum Ende des Jahrzehnts investiert,

Schwerpunkte sind Mechatronik, Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT), Life Sciences, Leichtbau und innovative Werkstoffe sowie Logistik.

Öffnung zur EU

Wien konzentriert sich neben der wettbewerbsrechtlich kniffligen Co- und Anbahnungsfinanzierung für EU-Projekte auf die Vienna Spots of Excellence (VSOE). Als Ergänzung zu den Kompetenzzentren sollen mehrjährige Partnerschaften zwischen Unternehmen und wissenschaftlichen Einrichtungen entstehen. Für die Firmen gilt es dabei, ihr Interesse durch einen Anteil an Barleistungen an die Gemeinschaft zu belegen, die Prozentsätze orientieren sich an der Unternehmensgröße: KMU zahlen 25 Prozent, für größere Betriebe muss die Quote 50 Prozent übersteigen. Die VSOE-Themen liegen näher an der wirtschaftlichen Verwertbarkeit, als dies bei den Kompetenzzentren der Fall ist, überdies werden weniger breit aufgestellte Konsortien verlangt. Die Forschungsergebnisse sind schließlich den Partnern gemeinsam zu überlassen. So kann es schon vorkommen, dass aus einer Erkenntnis ein Großunternehmen und drei KMU ihren Nutzen ziehen.

Ebenfalls denkbar ist für die Bundeshauptstadt eine non-monetäre Unterstützung: So könnte der Zugang zu politischen Kontakten das eine oder andere Projekt nach sich ziehen.

www.ooe2010.at
www.zit.or.at
www.zukunftsstiftung.a

Im Fördertopf

Mit einer Verdreifachung ihres Fördertopfes startet die EU Anfang 2007 in ihr 7. Rahmenprogramm (RP7) für Forschung und Entwicklung. Sollte das geplante Budget im Frühjahr beschlossen werden, könnten bis 2013 gut 70 Mrd. Euro in vier Programmbereichen zur Verfügung stehen: Unter „Kooperationen“ werden Unterstützungen für Forschungs- oder Koordinationsprojekte organisiert, die sich folgenden wissenschaftlichen und technologischen Schwerpunkten zuordnen lassen: Gesundheit, Lebensmittel, Landwirtschaft, Bio- und Nanotechnologie, Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT), Energie, Umwelt, Verkehr, Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sowie Sicherheit und Weltraum. Der größte Anteil mit über 12 Mrd. Euro geht dabei an IKT, gefolgt von Gesundheit (8,3 Mrd.) und Verkehr (5,9 Mrd.). In den Sektor „Ideen“ fällt die Grundlagenforschung. „Humanressourcen“ fasst Programme zusammen, die Mobilität und Arbeitsbedingungen von Forschern verbessern, darunter die bereits bestehenden Marie Curie-Maßnahmen. „Kapazitäten“ setzt sich die Förderung der Infrastrukturen, diverse Exzellenzmaßnahmen, das Heranbringen der KMU an Forschung sowie eine deutlichere Kommunikation der Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft zum Ziel. RP7 bringt auch einige Vereinfachungen: Clearingstellen und Exekutivagenturen werden geschaffen sowie die zum Teil äußerst aufwändigen Abrechnungsmodalitäten rationalisiert. Die Regeln für eine Beteiligung am RP7 sind auf www.ffg.at abrufbar. arie



Technologie

Aufbruch ins IT-Jahr 2006

Heuer zum 20. Mal: die weltgrößte IT-Messe Cebit. Schwerpunkte sind Sicherheitslösungen, Funk-Etiketten und Internet-Telefonie. Der traditionelle Gemeinschaftsstand der Wirtschaftskammer fällt ins Wasser.

Hannes Stieger

Auf mehr als 300.000 Quadratmetern sammeln sich dieses Jahr wieder Aussteller und Besucher aus aller Welt, um an der weltgrößten Messe für Informationstechnologie und Telekommunikation (IKT) teilzunehmen. Die Cebit findet 2006 zwar bereits zum 20. Mal statt – doch gerade heuer wittert Messe-Vorstandsmitglied Ernst Raue frische Luft. „In 20 Jahren Cebit hat es keinen vergleichbaren Umbruch gegeben. Die digitale Revolution schreitet zunehmend voran und geht in alle Lebensbereiche hinein.“

Neben der Konvergenz diverser Plattformen heiße dies: „Mit der reinen Herstellung von Hardware kann man nicht mehr viel Geld verdienen. Lösungen aus Hard- und Software sind gefragt.“

Die Kernthemen der Cebit 2006 sind Security, Voice over IP (Telefonie über das Internet-Protokoll) und Funk-Etiketten. Dem Thema Computersicherheit sind sogar zwei ganze Messehallen gewidmet, 300 der 6.300 Aussteller kommen allein aus diesem Bereich. Zum Angebotsspektrum der Security-Anbieter gehören neben Viren- und Spamschutz, Firewalls, Biometrie und Kryptografie auch Zutrittskontrollen sowie Consulting und die Planung hochverfügbarer Rechnerparks.

Hausmesse statt Großauftritt

Unter den Ausstellern und Besuchern der Cebit sind auch zahlreiche Österreicher. „Die IKT-Branche wächst in diesem Jahr in Österreich und in der gesamten EU abermals deutlich stärker als die Gesamtwirtschaft. Das macht unsere



Auf der 20. Cebit in Hannover präsentieren rund 6.300 Aussteller aus 70 Ländern ihre Produkte und Konzepte. Österreich ist mit 38 Ausstellern vertreten. Foto: Deutsche Messe AG

Branche europaweit zum Konjunkturmotor“, so Jürgen Rupprecht von der Wirtschaftskammer Österreich zu *economy*. „Für Österreich erwarten wir, abhängig von der Entwicklung im Telekomsektor, eine Steigerung von fünf bis sieben Prozent.“ Auch er bestätigt den Bedeutungsverlust der reinen Hardware-Produktion. „75 Prozent des IKT-Markts der EU entfallen auf Software, IT-Services und Telekommunikationsdienste. Nur noch zwei Prozent kommen aus der Hardware.“

Beim oberösterreichischen Hardware-Hersteller Gericom wiederum kann man keine Verdrängung des Hardware-Sektors erkennen. „Wir sind seit vielen Jahren auf der Cebit vertreten, so auch heuer“, heißt es von Seiten Gericoms. „Es geht uns vor allem um die Präsenz, wir werden viele unserer Kunden treffen. Die Cebit ist eine gute Plattform, um unsere neuen Produkte zu zeigen.“

Insgesamt sind 38 österreichische Aussteller dieses Jahr auf der Cebit vertreten. Der Gemeinschaftsstand der Wirtschaftskammer, in der Vergangenheit Anlaufpunkt für viele Klein- und Mittelbetriebe, fällt heuer jedoch ins Wasser. „Die Inhalte ändern sich ständig, es bleibt halt die Frage, wie man sich präsentiert“, meint Friedrich Bock, Obmann des Fachverbandes für Unternehmensberatung und Informationstechnologie (UBIT) der Wirtschaftskammer. „Der Aufwand, um Aufmerksamkeit zu

erregen, wird immer höher. Viele Unternehmer fahren deshalb lieber im Alleingang persönlich zur Cebit und suchen dort gezielt Kontakte.“ Gerade Software-Unternehmen, deren Spezialprodukte nicht einfach zu demonstrieren sind, würden sich zunehmend auf Hausmessen spezialisieren. Bock: „Dies ist durchaus ein Erfolgsfaktor. Wir sind auf dem Software-Sektor gerade im Export sehr gut aufgestellt.“

Etiketten funken drahtlos

Eines der Kernthemen der diesjährigen Cebit sind die sogenannten RFID (Radio Frequency Identification Data)-Chips, besser bekannt als Funk-Etiketten. Während in den USA die Walmart-Gruppe als Anwender den Markt antreibt, übernimmt diese Rolle in Europa das Unternehmen Metro. Der Vorteil der Funk-Chips für Logistiker und Händler: Mit RFID-Chips gekennzeichnete Waren können über kurze Entfernung kontaktlos per Funk identifiziert werden. Ganze Paletten, später auch einzelne Waren, können so leichter lokalisiert, verwaltet und abgerechnet werden. Am Cebit-Gemeinschaftsstand der Metro Group ist auch Philips Austria vertreten. Das Unternehmen betreibt in der Steiermark sein Forschungs- und Entwicklungszentrum für RFID-Chips. „Wir sind in diesem Bereich Weltmarktführer“, so Alexander Tarzi von Philips. „Weltweit herrscht eine große Nachfrage nach RFID-Lösungen.“

Stark vertreten sind dieses Jahr auch die Anbieter von Internet-Telefonie-Produkten. Zwar war Voice over IP bereits im vorigen Jahrtausend auf der Cebit ein Thema, doch erstmals ist die entsprechende Nachfrage von Kundenseite vorhanden. Sogar die Mobilfunkler beginnen, auf den Trend aufzuspringen. Bestes Beispiel ist ein aktuelles Pilotprojekt des deutschen Mobilfunkers E-Plus, an dem 1.500 Kunden teilnehmen. Über eine UMTS-Datenkarte und die Internet-Telefonie-Software Skype können billige oder Gratis-Gespräche geführt werden, mit bis dato hoher Akzeptanz.

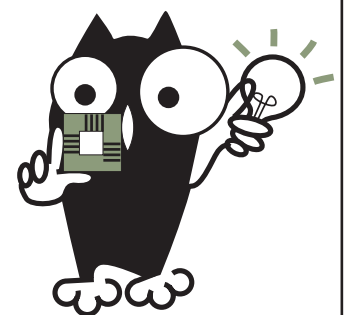
Tool der Woche

Die Docu Pen RC800 Color ist kein Stift, sondern ein Scanner. Gerade mal eineinhalb Zentimeter dick und 60 Gramm leicht, kann er in Sekundenschnelle ganze A4-Seiten digitalisieren – in Farbe. Dazu legt man den Stift längs über ein Dokument und zieht ihn darüber. Das Einlesen einer Seite dauert dabei nur wenige Sekunden. Ein um die Leseeinheit angeordnetes Führungssystem mit Doppelrollen sorgt dafür, dass eine möglichst gleichförmige Bewegung erreicht wird, und verteilt zudem den Anpressdruck gleichmäßig über die gesamte Breite des Scanners. Mit einer maximalen Auflösung von 400 dpi (Punkte pro Zoll) werden aus Bildern und Texten schließlich digitale Informationen. Die Daten landen im internen Speicher, der zusätzlich noch mittels Micro SD-Karten erweitert werden kann. Die gespeicherten Bilder werden am Ende des Tages mittels USB-Kabel an einen PC oder Laptop übertragen, gleichzeitig wird der integrierte Lithium-Ionen-Akku des Geräts geladen. Eine Texterkennungs-Software wandelt die gespeicherten Seiten auf Wunsch in Text um. Die kanadische Herstellerfirma Planon gibt neben Studenten und Lehrern vor allem Rechtsanwälte, Manager und Ingenieure als Zielgruppe an. Die Docu Pen arbeitet sowohl mit Windows wie auch Mac OS X zusammen. Der Preis des Scan-Stifts wird bei rund 270 Euro liegen. Das Gerät wird erstmals auf der Cebit vorgestellt und ist das neueste Gadget einer Produktserie, die bereits Eingang in das Guinness-Buch der Rekorde gefunden hat: als kleinster Scanner der Welt. *sti*

Foto: Planon



Informativer Lesespaß & unternehmerischer Nutzen



Richtige Techniker lesen *economy*.

economy Jahresabo

50 Euro
abo@economy.at



CD-Labor für Informatik

Das erste Christian-Doppler-Labor für Informatik wird in Linz gegründet. Die Johannes-Kepler-Universität wird sich mit den Partnern Siemens VAI, Keba und BMD Fragen im Bereich der automatisierten Software-Entwicklung widmen und hat sich zum Ziel gesetzt, den Wissensaustausch zwischen Universität und Industrie auf diesem zukunftssträchtigen Gebiet voranzutreiben. Das Labor, genannt „Automated Software Engineering“, will die werkzeuggestützte Wiederverwendung von Programmcodes forcieren und so eine schnelle Fertigung der Software für bestimmte Aufgaben gewährleisten. Ein zweites Forschungsgebiet sind anwendungsspezifische Fremdsprachen: Spezialsprachen und Modellierungswerkzeuge sollen einem Fachspezialisten, der aber kein Informatiker ist, helfen, bestimmte Aufgaben und Prozesse zu modellieren.

Google wechselt zu AMD-Servern

Der weltgrößte Suchmaschinenbetreiber Google will künftig laut Morgan-Stanley-Bericht auf Server mit Prozessoren von Advanced Micro Devices (AMD) setzen. Google hat etwa 200.000 Server im Einsatz und kaufte zuletzt hauptsächlich Server mit Chips des Intel-Konkurrenten. „Auch künftig werden die meisten Server mit AMDs Opteron-Chips ausgestattet sein“, sagt Mark Edystone, Analyst bei Morgan Stanley. Google werde dafür sorgen, dass AMD im ersten Quartal einen signifikanten Auftragsschub erhält. AMD könne somit bessere Zahlen als erwartet abliefern. Im letzten Quartal konnte AMD erstmals die Marktanteilsmarke von 20 Prozent knacken. Pikantes Detail: Intel-Chef Paul Otellini sitzt im Aufsichtsrat von Google und dürfte über die Entwicklung weniger erfreut sein.

Bunker als Datenzentrum

Ein Bunker aus der Zeit des Kalten Krieges bietet in Kent, England, künftig Sicherheit für kritische Daten. 30 Meter unter der Erde lagern Datenspeicher und Server, geschützt durch drei Meter dicken Stahlbeton. Auch überirdisch wird auf Sicherheit geachtet: Ein Areal von 75.000 Quadratmetern ist mit Stacheldraht eingezäunt und wird mit Hundestaffeln patrouilliert. Wer zum Datenzentrum vordringen will, muss mehrere Zutrittskontrollen und Sicherheitsstufen überwinden. Hinter zwei Tonnen schweren Stahltüren lagern schließlich wertvolle Daten. Unterirdisch gelagerte Dieseltanks können die Generatoren drei Monate lang mit Treibstoff versorgen. Eine doppelte unterbrechungsfreie Stromversorgung lässt das Datacenter im Notfall 40 Stunden im Akkubetrieb laufen. Der Hochsicherheitsdatenspeicher wird nur „The Bunker“ genannt und soll vor allem Unternehmensdaten Zuflucht gewähren.

Brennstoffzellen für Notebooks

Antig Technology und AVC aus Taiwan wollen auf der Cebit eine für Laptops passende Brennstoffzelle vorstellen. Brennstoffzellen, die aus Methanol Energie gewinnen können, werden seit Jahren als mobile Stromversorgung der Zukunft gehandelt. Doch die Entwicklung von Antig und AVC ist die erste, die in ein Notebook passen soll – konkret in einen CD-ROM-Schacht. Die Brennstoffzelle ist für 45 Watt Leistung gut und soll in Verbindung mit einem herkömmlichen Akku die Betriebsdauer eines Notebooks auf acht Stunden erhöhen. Einziges Manko ist noch das Gewicht: Es beträgt 1,7 Kilogramm. Die Brennstoffzelle soll ab Mitte 2006 erstmals in Serie produziert werden, Details zu Nachfüllprozeduren und Preisen gibt es noch keine. *sti*

Virtuelle Telefonanlagen

Internet-Telefonie hält auch in den Business-Alltag Einzug. Da das Telefonieren im Netz stattfindet, liegt es nur nahe, auch die gesamte Telefonanlage dorthin zu verlagern.

Hannes Stieger

Virtuelle Telefonanlagen sind die logische Erweiterung der Internet-Telefonie. Da die Telefonverbindungen im Netz stattfinden, besteht auch keine Notwendigkeit mehr, in Unternehmen eigene Telefonanlagen aufzustellen. Provider wie Inode und Silver Server bieten seit Kurzem netzbasierte Lösungen an, bei denen die Telefonanlage virtuell ausgelagert wird. Statt aufwändiger Technik am Unternehmensstandort liegt die Logik der Telefonanlage samt all ihrer Funktionen beim Provider.

„Unternehmen, die sich dafür entscheiden, profitieren nicht nur durch den Wegfall der Investitions- und Wartungskosten, sondern auch durch die günstigen Tarife der Internet-Telefonie“, formulierte es Inode-CEO Michael Gredenbergh noch im Februar.

Vor allem Unternehmen, die einst durch langjährige, teure Wartungsverträge an Telefonfirmen gebunden waren, wissen den Wegfall der herkömmlichen Telefonanlage zu schätzen. Bei der virtuellen Telefonanlage muss der Kunde seine Internet-Telefone nur an sei-

nen Internet-Zugang stecken, den Rest erledigt die Software. An Kosten fallen nur geringe monatliche Gebühren pro Nebenstelle an.

Neben üblichen Funktionen wie Weiterleitung, Makeln und Anklopfen können auch Spezialfunktionen in Anspruch genommen werden. So werden eingehende Faxnachrichten per E-Mail an den jeweiligen Ansprechpartner versandt, Filialen telefonieren gratis miteinander, Umleitungen können bequem per Web Interface eingegeben werden.

Gratis-Services als Treiber

Der Benutzer merkt nichts von der Internet-Telefonie: Die Rufnummer kann dank einmal beantragter Enum (Electronic Number Mapping) mitgenommen werden, die Telefonapparate entsprechen in puncto Optik und Funktion herkömmlichen ISDN-Geräten. Die Sprachqualität ist durch kontinuierlich verbesserte Codes und die Priorisierung des Datenverkehrs ausgezeichnet. Manche Geräte fügen in Gesprächspausen sogar ein leichtes Rauschen hinzu, um dem Gesprächspartner nicht den Eindruck zu vermitteln, die Leitung sei tot.

Eine virtuelle Telefonanlage ist nach Wunsch skalierbar. „Die Anzahl der Nebenstellen ist bei einer virtuellen Anlage beliebig“, so Bert Estl vom Provider Silver Server. Die Anzahl der verwaltbaren Nebenstellen wird nur durch die Größe der Internet-Anbindung bestimmt. „Das Feedback unserer Kunden ist gut, die Anlagen haben sich bereits in der Praxis bewährt.“ Bis zum Jahresende will Silver Server 500 Kunden für seine Nebenstellenanlage gewinnen.

„Der Kostenaspekt ist bei unseren Kunden eigentlich nachrangig, wobei vermutlich aber auch die Unabhängigkeit von den üblichen Telefonieanlagenanbietern und deren Wartungsverträgen geschätzt wird“, so Estl. Als eines der nächsten Features will Silver Server eine automatische Vermittlung anbieten. Dass sich die Internet-Telefonie nun spät, aber doch durchsetzt, schreibt Estl vor allem dem Erfolg der Voice-over-IP-Software Skype zu. „Gratis-Services wie Skype haben dazu beigetragen, dass sich die Meinung durchgesetzt hat, dass Telefonieren via Internet auch wirklich funktioniert.“

www.inode.at
www.sil.at

Wie funktioniert ...

... die digitale Signatur

Behördenwege kosten Zeit! Sie sind jedoch unausweichlich, wenn eine Unterschrift im Amt getätigt werden muss. Durch Besitz einer elektronischen Signatur können viele dieser Wege nun quasi von zu Hause aus erledigt werden.

Bei der elektronischen Signatur handelt es sich um chiffrierte Daten, basierend auf zwei kryptografisch erzeugten Schlüsseln (private Schlüssel). Die privaten Schlüssel befinden sich auf einer sicheren Einheit, zum Beispiel einer Chipkarte oder Smartcard, ihre Anwendung ist zusätzlich durch Codes geschützt.

Die Bürgerkarte auf der e-card

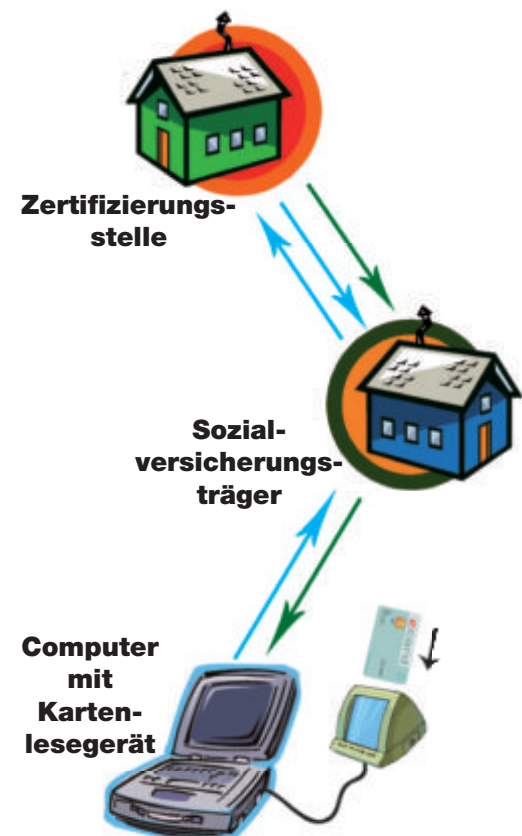
Wenn eine e-card mit der elektronischen Signatur ausgestattet ist, wird sie damit auch zu einer Bürgerkarte, ein akzeptierter „elektronischer Ausweis“.

Die Bürgerkarte wird ausschließlich auf eigenen Wunsch als Zusatzfunktion der e-card aktiviert. Die Aufnahme erfolgt persönlich bei einer Registrierungsstelle der Sozialversicherung. Dann werden die Ausweisdaten (Zertifikat und Personenbindung, wie Name, Geburtsdatum und eine sogenannte Stammzahl) auf der e-card gespeichert. Die elektronische Signatur kann nach Erhalt eines speziellen Codes vom Besitzer selbst freigeschaltet werden.

Um die elektronische Signatur der e-card verwenden zu können, benötigt man ein Kartenlesegerät (im Fachhandel erhältlich) und eine spezielle, kostenlose Software. Wenn die e-card ins installierte Kartenlesegerät gesteckt wird, erkennt sie der Computer. Die digitale Signatur kann nun direkt aus der Anwendung (zum Beispiel Office) heraus angebracht werden.

Jetzt können Amtswege, Vertragsabschlüsse, elektronische Rechnungslegung oder die Überprüfung von anderen Signaturen mit der e-card abgewickelt werden.

Text: Cornelia Böhm Grafik: economy



- 1. Die Herkunft der Signatur.
- 2. Die Abwicklung eines Vorgangs.

Technologie

Capgemini: IT-Budgets steigen wieder

Eine Studie über die IT-Trends 2006 in Österreich zeigt, dass gezielter als je zuvor in Projekte investiert wird.

Klaus Lackner

Der Dienstleister für Management und IT-Beratung Capgemini hat eine Studie über die Entwicklung und Trends in der Informationstechnologie in Österreich durchgeführt. In Sachen IT-Budgets weicht die Skepsis einer leicht positiven Stimmung: Für dieses und die nächsten Jahre erwarten die IT-Leiter österreichischer Unternehmen im Vergleich zu 2005 mehrheitlich steigende, zumindest aber gleich bleibende Budgets. 40 Prozent der Befragten erwarten steigende, 16 Prozent gleich bleibende und 24 Prozent sinkende Budgets.

Bei den wichtigsten Themen steht wie in den vergangenen Jahren die Sicherheit an erster Stelle vor Enterprise Resource Planning (ERP) und Harmonisierung der IT-Systeme (im Vorjahr Platz drei). Aufsteiger von Platz acht auf nun Platz drei ist das Thema Business Intelligence. Platz vier nimmt IT-Infrastruktur ein. An der Umfrage nahmen IT-Verantwortliche aus 35 österreichischen Unternehmen (Schweiz: 26, Deutschland: 98) mit einem Umsatz von größtenteils mehr als 100 Mio. Euro teil.

„Es wird wieder gezielt investiert. Zwar ist das Thema Sparen noch nicht vom Tisch, aber Kostensenkungen werden differenzierter betrachtet als im Vorjahr“, erklärt Bernd Bugelnig, Leiter Technology Services bei Capgemini. „IT darf wieder etwas kosten – vorausgesetzt sie schafft Mehrwert“, betont er weiters.

Industrialisierung der IT

In der Automobilindustrie ist es durchaus üblich, nur noch einen Eigenfertigungsanteil von 30 bis 40 Prozent zu haben. Die Auto-konzerne stellen stattdessen verstärkt Plattformen zur Verfügung und kümmern sich um Design und Markenpflege. Die IT-Leiter wurden gefragt, ob ihre Abteilung in Zukunft eine ähnliche Rolle einnehmen wird: Insgesamt fast drei Viertel der österreichischen IT-Leiter (79 Prozent) stimmten dieser Aussage zu. Der Anteil derjenigen, die sie sogar als absolut zutreffend bezeichnet, ist mit 30 Prozent sehr hoch.

Mit dieser Ansicht sind die österreichischen ihren deutschen Kollegen in Sachen Industrialisierung voraus. Von Letzteren stufen nur 17 Prozent diese Aussage als absolut zutreffend ein, insgesamt rechnen aber ebenfalls 70 Prozent mit der Veränderung ihrer Rolle.

Derzeit sind die Fertigungstiefen in beiden Ländern unterschiedlich hoch. Während in Österreich mehr Software von externen Dienstleistern entwickelt und der Betrieb, die Wartung und die Pflege der Infrastruktur häufiger ausgelagert wird als in Deutschland, ist das Application Management ein Service, das in Österreich seltener an einen Outsourcer übertragen wird. Allerdings prognostizieren auch die Studienteilnehmer aus Österreich und Deutsch-

land unisono, dass die Fertigungstiefe noch weiter abnehmen wird. „Serviceorientierte Architekturen und Web Services werden dem Prozess auf jeden Fall Vorschub leisten“, so Bugelnig.

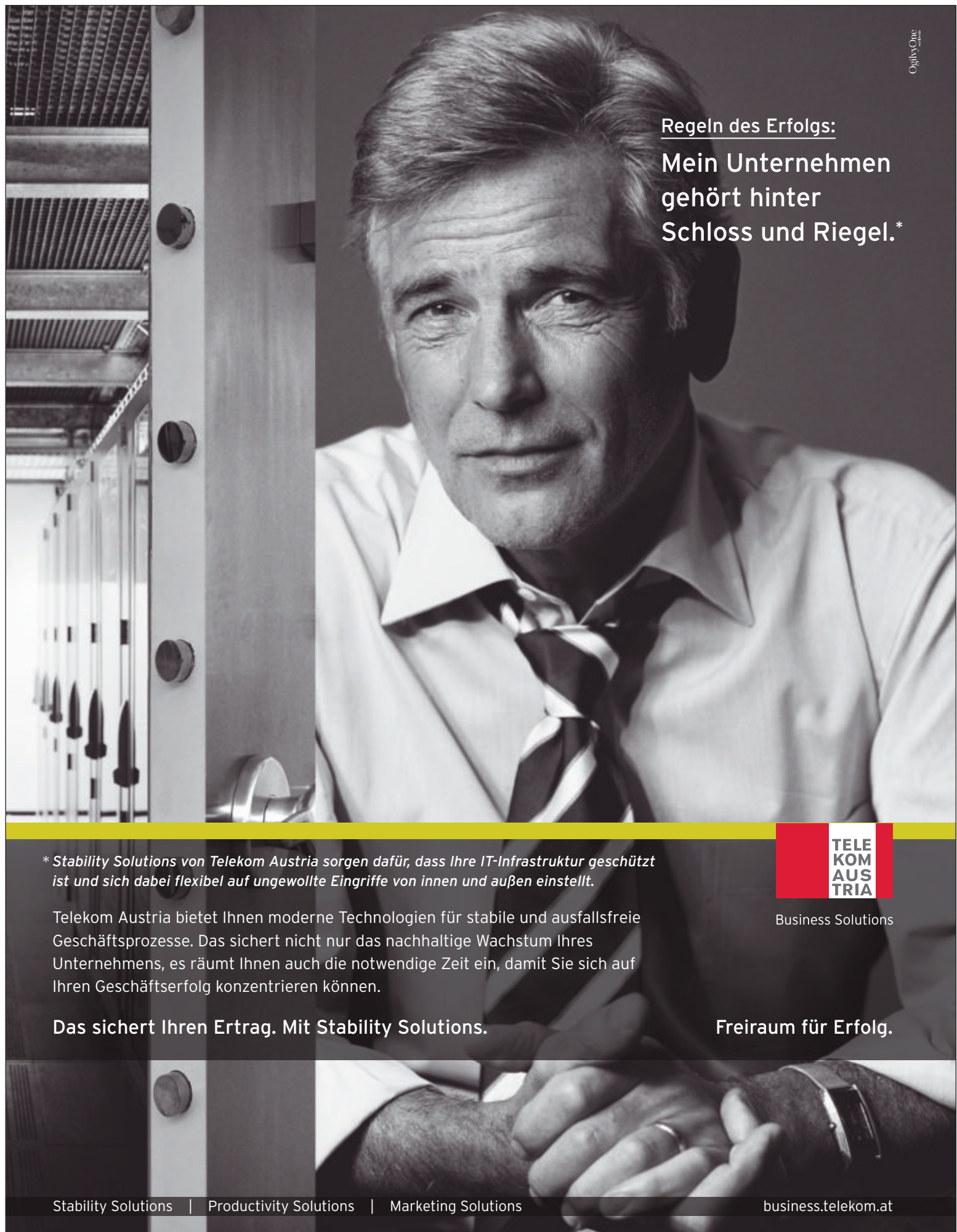
Weniger Projekte besser organisiert

Hatte IT-Governance vor zwölf Monaten in Österreich noch eine höhere Bedeutung als in Deutschland, verhält

es sich in diesem Jahr umgekehrt. Ein Grund dafür: Im Jahr 2005 wurde konzentriert daran gearbeitet, das Management der IT-Abteilungen und -Projekte zu verbessern. Die Tatsache, dass die Termin- und Budgettreue stieg, bestätigt diese Annahme. Mittlerweile sollen 21 Prozent der geschäftskritischen Projekte innerhalb des Zeitplans abgeschlossen werden, 2005 waren es sechs

Prozent. Das Budget halten die IT-Leiter inzwischen bei 15 Prozent dieser Vorhaben ein und haben sich damit innerhalb von zwölf Monaten um sechs Prozentpunkte verbessert.

Ermöglicht hat diesen Erfolg beispielsweise, dass weniger Projekte gleichzeitig durchgeführt werden, sodass sich die Mitarbeiter auf die wichtigen Aufgaben konzentrieren können.



**Regeln des Erfolgs:
Mein Unternehmen
gehört hinter
Schloss und Riegel.***

**TELEKOM
AUSTRIA**
Business Solutions

* Stability Solutions von Telekom Austria sorgen dafür, dass Ihre IT-Infrastruktur geschützt ist und sich dabei flexibel auf ungewollte Eingriffe von innen und außen einstellt.

Telekom Austria bietet Ihnen moderne Technologien für stabile und ausfallsfreie Geschäftsprozesse. Das sichert nicht nur das nachhaltige Wachstum Ihres Unternehmens, es räumt Ihnen auch die notwendige Zeit ein, damit Sie sich auf Ihren Geschäftserfolg konzentrieren können.

Das sichert Ihren Ertrag. Mit Stability Solutions. **Freiraum für Erfolg.**

Stability Solutions | Productivity Solutions | Marketing Solutions business.telekom.at

Technologie

Eine Nebenstelle reicht

Nebenstellenanlagen-Anbieter gehen in die technologische Offensive. Sie integrieren die Handy-Welt in die klassische Telefonie. So können Unternehmen nicht nur teure Roaming-Kosten umgehen, sondern auch ihre Unternehmensapplikationen integrieren.

Klaus Lackner

Der Handy-Boom der letzten Jahre hat die gute alte Telefonanlage ziemlich in Bedrängnis gebracht. Durchwahlen kennt heute keiner mehr. Und wer will schon mit Warteschleifenmusik gequält werden, bevor einem die Vorzimmerkraft höflich erklärt, dass das gewünschte Gegenüber gerade außer Haus ist. Da ruft man doch lieber gleich direkt auf dem Handy an. Diesem Missstand wollen nun die Anbieter von Unternehmenstelefonielösungen entgegenwirken. Die Lösung liegt schon lange auf der Hand: Man integriert die Nebenstellenanlage einfach in Mobiltelefone.

Eine Nummer für alles

Die Basis für die Integration bietet als erster Hersteller Nokia mit den Mobiltelefonen der E-Serie. Auf diesen Endgeräten ist es möglich, kleine Anwendungen zu installieren, welche die volle Funktionalität eines Nebenstellenapparates beinhalten.

Weiters können die Geräte der E-Serie nicht nur über den Mobilfunkstandard GSM, son-



Die Integration von Computer und Telefonie schreitet immer weiter voran. Seit Jahren redet die Branche über Anwendungen. Heute sind sie Realität. Foto: Cisco Systems

dern auch über drahtlose Netzwerke (WLAN, Wireless Local Area Network) funken. So können Unternehmen ihr bestehendes Netzwerk nutzen und über das Funknetz telefonieren.

Auf diese Weise sind Mitarbeiter über eine Nummer jederzeit mobil erreichbar. Sobald sie das Unternehmensgelände betreten, erkennt das Handy automatisch den zu benutzenden Funkstandard. Gespräche können, wie von Least Cost-Routern bekannt, über die kostengünstigste Leitung geführt werden.

Internationale Unternehmen dürften von solchen Systemen am meisten profitieren. Denn teure Roaming-Gespräche können über wesentlich billigere Internet-Leitungen geführt werden. Doch wird die Technik sicher ebenfalls für kleine und mittlere Betriebe sinnvoll nutzbar sein. Auch wenn hier nur geringere Kosteneinsparungen möglich sind.

Einfache Integration

Auf der Seite der Telefonanlagen hat Alcatel kürzlich auf der Kundenveranstaltung Enterprise Forum 2006 in Paris die mögliche Integration der Nokia-Endgeräte in die Alcatel Omni PCX-Plattform präsentiert. „Wir portieren derzeit unsere Software auf unterschiedlichste Nicht-Alcatel-Hardware. Besonders mit Nokia arbeiten wir gerade sehr intensiv zusammen. Mit Nokia-Telefonen können wir nun Wi-Fi-, GSM- und IP-PBX-Funktionen nutzen. Wir setzen bei der Portierung unserer Software auf das Symbian- und Windows-Betriebssystem“, so der Chef-Marketier Alan Mottram gegenüber *economy*. Soll heißen, dass Alcatel in Kürze die volle Telefonanlagenfunktionalität

auch auf Mobiltelefonen anderer Hersteller zur Verfügung stellen wird.

Auch Avaya hat im Herbst letzten Jahres bereits eine vergleichbare Lösung präsentiert. Dieser Anbieter setzt derzeit ebenfalls auf die Mobiltelefone von Nokia als Endgerät. Mit der angebotenen Applikation können Mitarbeiter Anrufe entweder an ihrem Arbeitsplatz oder am Mobiltelefon entgegennehmen und je nach Bedarf zwischen den Telefonen wechseln. Features des Festnetzapparates, wie etwa Kurzbefehle für Durchwahlen, Konferenzschaltungen, Call Transfer, Weiterleitungen von Voice Mail-Nachrichten, Gruppenschaltungen und Weiterleiten von Anrufen können so auf dem Handy realisiert werden. Mobile Mitarbeiter können das Profil ihres Mobiltelefons zusätzlich so ändern, dass nur private Anrufe eingehen.

Applikationen für morgen

Doch nicht nur die Integration von Mobiltelefonen in die klassische Telefonanlage, sondern vor allem die Integration von Geschäftsanwendungen ist ein Thema, das von den Herstellern vorangetrieben wird. Kennt man bisher Funktionen wie Wählen aus Microsoft Outlook oder diversen Systemen für Kundenbeziehungsmanagement (CRM), so werden diese weiter ausgeweitet werden. Hier sind viele weitere Szenarien denkbar, die in Zusammenarbeit mit den Software-Herstellern realisiert werden.

Termine

● **Elektronikschrott.** Um die Umweltauswirkungen von Herstellung, Vertrieb, Nutzung und Entsorgung von Elektro(nik)-Produkten schon in der Gestaltungsphase zu verringern, haben Rat und Parlament der Europäischen Union die EUP-Richtlinie beschlossen. Am 22. März diskutieren ab 16 Uhr im Wiener Media Tower unter anderem Michalis Papadoyanakis, EUP Policy Officer, Reinhard Dittler vom BMWA und Thomas Leitner vom Kerp-Kompetenzzentrum. Anmeldung unter office@kerp.at.

● **Frauen in der Forschung.** Die Rolle der Frau in der Forschung ist das Thema der Konferenz *Researching Women in Science and Technology*. Vom 15. bis 16. Juni 2006 werden im Wiener Museumsquartier die Strategien zur Erhöhung des Frauenanteils in der industriellen Forschung besprochen. Die Anmeldung ist im Internet unter www.europa.eu.int möglich. Foto: Boehringer Ingelheim



● **Töchter an die Macht.** Beim fünften Wiener Töchertag am 27. April lernen Mädchen im Alter von elf bis 16 Jahren verschiedene technische und naturwissenschaftliche Berufe in der Praxis kennen. Neu ist, dass heuer erstmals jedes Mädchen mitmachen kann, auch wenn die Eltern nicht in einem Töchertagunternehmen arbeiten. Auf www.toechterttag.at können diese Mädchen sehen, welche Unternehmen Plätze haben, und sich gleich elektronisch anmelden. Foto: Boehringer Ingelheim



● **Fehleinschätzung.** Vom viel zitierten papierlosen Büro spricht heute keiner mehr. Auch der intelligente Internet-Kühlschrank wurde gehypt und trotzdem steht er in keiner Küche. Die APA-E-Business-Community diskutiert am 30. März ab 18.30 Uhr im Wiener Haus der Musik über Prognosen, die sich nie erfüllt haben. Anmeldung zur Diskussionsrunde unter ebc@apa.at.

Spielplatz

Kostenlos aus dem Netz gefischt

Nicht immer sind Computerspiele, die im Handel für teures Geld angeboten werden, qualitativ die besten. Oder umgekehrt: Kostenlose Spiele im Internet können kommerziellen Spielen durchaus das Wasser reichen. Es gibt unzählige Games, die im Internet schlummern und von dort kostenlos heruntergeladen werden können. Etliche Games sind so konstruiert, dass man sie auch online via Internet spielen kann. Eines der beliebtesten Spiele ist *Maple Story*: ein Online-Rollenspiel, das in einer süßen 2D-Grafik gehalten ist. Es gibt vier verschiedene Server, von denen einer gewählt werden muss. Nach der Wahl wird der Spieler als Beginner in die Maple-Welt hineingeworfen. Später kann er sich dann zwischen vier verschiedenen Berufen entscheiden. Auf drei verschiedenen Welten kann der Gamer herumspazieren und gegen Monster kämpfen, aber auch mit anderen Spielern chatten. Die Anzahl der Levels, die man aufsteigen kann, ist beliebig. Immer wieder werden so neue Fähigkeiten erlernt. Es gibt unzählige Items – das sind Spielkarten oder Sachen, die die Monster verlieren (wie der Schwanz eines Tieres) – sowie Kleidungsstücke, mit denen der Spieler seinen Charakter definieren kann. Mehrere Spieler können eine Gilde gründen, also ein Team bilden, und übers Internet auch Spieler aus anderen Ländern einladen, mitzuspielen. Die *Maple Story* ist alles in allem ein unterhaltsames Game, das vor allem bei knappem Taschengeld eine echte Alternative darstellt. Bevor man also 50 Euro für ein Spiel ausgibt, lohnt ein Blick ins Internet. Nähere Informationen unter der Internet-Adresse www.mapleglobal.com. Yunus Stoiber Foto: basilmarket.com



Special Innovation

Wolfgang Rupp: „Jetzt trennt sich die Spreu vom Weizen zwischen aktiven Technologiezentren und reinen Immobilienprojekten.“ So der Vorsitzende des Verbands der Technologiezentren Österreichs im Interview.

Schnelle Brüter für junge Unternehmen

Ernst Brandstetter

economy: Was ist das Besondere an Österreichs Technologiezentren?

Wolfgang Rupp: Österreich hat im EU-Vergleich überproportional viele Technologiezentren im ländlichen Raum. Hier suchen wir nach Wegen, die Entwicklung besser zu unterstützen. In einer Arbeitsgruppe mit ostdeutschen Technologiezentren erkunden wir derzeit, wie man die Entwicklung von Technologiezentren besser unterstützen und ihre Auslastung verbessern kann.

Was ist für Sie im Bereich der Technologiezentren derzeit das wichtigste Thema?

Das ist sicherlich die Ausbildung der Incubation Manager. Mit dieser neuen Spezialausbildung haben wir ein weltweit einmaliges Projekt gestartet, das den Technologiezentren neue Impulse im Sinn des Lissabon-Prozesses verleihen wird. Was wir nämlich nach den Erfolgen der vergangenen Jahre brauchen, ist eine höhere Qualifikation in der Betreuung von Firmen.

Worum geht es dabei?

Es geht mir vor allem darum, dass sehr viele Technologiezentren seitens der Gesellschafter eher als Immobilien betrachtet werden und nicht als regionale Innovationszentren. Die Gebäude sind aber nur die Hardware. Wenn man etwas voranbringen will, ist es notwendig, die Unternehmen in der Region mit Fachwissen – der Software – zu unterstützen. Das wird für KMU (Kleine und Mittlere Unternehmen) und technologieorientierte Jungunternehmer immer wichtiger.

Was soll der Incubation Manager tun?

Jede Idee braucht Unterstützung, damit sie gewissermaßen ausgebrütet werden kann. Der Incubation Manager ist ein Prozess-Coach, der den Gründer-teams und KMU unterstützend zur Seite steht, damit aus einer Idee auch ein Markterfolg werden kann. Die Basisausbildung findet in vier Bereichen mit den Themen Marktpositionierung, Entwicklung des Umfelds in der Zukunft, Erfolgsfaktoren und Strategie statt. Der zweite Teil der Ausbildung befasst sich mit Marketing, Personalwesen, Finanzierung, Technologietrans-



103 Technologie- und Impulszentren mit 1.500 Unternehmen und Arbeitsplätzen für rund 10.000 Beschäftigte haben sich im VTÖ zu einem Netzwerk zusammengeschlossen. Foto: VTÖ

fer, Software-Unterstützung und Business Planning. Schließlich gibt es noch ein Spezialseminar zum Thema Basel II. Der Incubation Manager soll die Unternehmer ja auch beraten können, wie sie im Rahmen eines Rating die qualitativen Rating-Faktoren richtig gestalten, um ein möglichst gutes Rating zu erhalten. Immerhin machen diese Faktoren bei KMU 45 Prozent des Rating aus. Die Zentrumsmanager müssen den Unternehmen schließlich helfen, ihren Kapitalbedarf abzudecken, damit der Service komplett wird.

Wie groß ist das Netzwerk der Technologiezentren inzwischen?

In den vergangenen Jahren haben sich Technologiezentren zu einem bedeutenden Faktor der Regional- und Wirtschaftspolitik entwickelt. Im VTÖ ist ein Netzwerk von 103 Technologie- und Impulszentren zusammengeschlossen. Gegenwärtig bieten in den heimischen Technologie- und Gründerzentren 1.500 Unternehmen Arbeitsplätze für rund 10.000 Beschäftigte.

Welche Dienstleistungen erbringt der VTÖ für seine Mitglieder?

Die Aktivitäten und Leistungen des VTÖ beruhen auf drei Säulen: Basisdienstleistungen, Projekten sowie PR und Lobbying-Aktivitäten. Basisdienstleistungen sind etwa der Betrieb des Internetportals, die Organisation einer jährlichen Studienreise sowie des Jahressymposiums und die Publikation des Newsletters. Der Verband unterstützt die regionalen Technologie- und Impulszentren mit einer Vielzahl von Serviceleistungen. Als Kommunikationsdrehscheibe der österreichischen Innovationsszene betreibt der VTÖ das Internetportal www.vto.at,

das einen Überblick über die österreichische Innovationslandschaft bietet. Zusätzlich werden Informationen über einen Newsletter publiziert, jährlich findet das VTÖ-Symposium statt. Zudem sehen wir uns als Drehscheibe des Wissensaustauschs.

Wie wird das organisiert?

Neben den bereits genannten Aktivitäten möchte ich hier auf Collective Knowledge, das Best Practice-Projekt des VTÖ, verweisen. Dieses Projekt dient der Förderung des Wissensaustausches durch innovative Projekte, die auf einer Best Practice-Datenbank den Mitgliedern zur Verfügung gestellt werden. Als Monitoring-Projekt gestalten wir die sogenannte Innovationslandkarte. Eine Landkarte des österreichischen Innovationsnetzwerks bietet Informationen über die jeweiligen Akteure und deren Kontaktdaten. Die Karte ist auf www.vto.at öffentlich zugänglich. Dritter Bereich ist der Benchmarking Pool Technologiezentren. Im Rahmen eines Erfahrungspools zum Thema Facility Management konnten VTÖ-Mitglieder ihr Facility Management einem Benchmar-

king-Prozess unterziehen und im Erfahrungs- und Wissensaustausch voneinander profitieren. Schließlich haben wir noch das VTÖ-Qualitätsmanagement-Projekt. Dieses Projekt verfolgt die Einführung eines Qualitätsmanagementsystems, das einheitliche Kernprozesse und Mindeststandards für die beteiligten Zentren schafft. Wir wollen Standards setzen und uns zertifizieren können, bevor uns andere zertifizieren.

Info

● **VTÖ.** Der Verband der Technologiezentren Österreichs agiert seit 1988 als Dachverband der österreichischen Technologie-, Impuls- und Gründerzentren. Als Interessenvertretung betreut der Verband derzeit ein Netzwerk von 103 Zentren. Der Verband der Technologiezentren Österreichs ist unabhängiges Sprachrohr für alle technologieorientierten Unternehmensinitiativen, insbesondere Technologiezentren. Der VTÖ unterstützt innovative und technologieorientierte Unternehmensgründungen.

www.vto.at

Steckbrief



Wolfgang Rupp ist Vorsitzender des Verbands der Technologiezentren Österreichs.

Foto: VTÖ

Special Innovation

Sicherheit für Wasser und Luft

Durch eine genaue Kontrolle der Qualität wird Wiens Wasserversorgung vor Katastrophen oder terroristischen Attentaten geschützt.

Ernst Brandstetter

Knapp nach halb zwei Uhr morgens hörte der 31 Jahre alte Betonarbeiter Wladimir Starowoitow aus dem Ort Pripjat am 26. April 1986 plötzlich ein lautes Krachen, und ein heller blauer Blitz tauchte über dem Kraftwerksgelände Tschernobyl auf. Mit einer Wasserstoffexplosion begann das schwerste Kernkraftwerksunglück der Geschichte. Wolken mit radioaktiven Partikeln zogen über ganz Europa und vergifteten Pflanzen und Trinkwasser auch in Österreich. Was ist sicher, was kann man tun, rästelten die Menschen angesichts der einzigartigen Katastrophe.

Überwachung

Sicher ist auf jeden Fall das Wiener Trinkwasser. Die Wiener Wasserversorgung wird durch zwei Hochquellwasserleitungen sowie zwei weitere kleinere Quellen, die in Ausnahmefällen in das Leitungssystem eingespeist werden, gewährleistet. Insgesamt können damit täglich bis zu 589 Mio. Liter Trinkwasser in die österreichische Bundeshauptstadt geleitet werden. Rund 16 Stunden dauert es, bis jenes Wasser, das in den Quellen gesammelt wird, in Wiener Haushalten aus dem Wasserhahn strömen kann.

Zeit genug, um für komplette Sicherheit zu sorgen, weiß Hubert Hahn, Leiter der Produktlinie Umweltinformationssysteme im Bereich Informationstechnologien in der ARC Seibersdorf research GmbH. Ausgehend vom Tschernobyl-Unglück wurde eine lückenlose Überwachung installiert.

Wassergüte Messstationen

Bis das Wasser in Wien ist, sind die wichtigsten Analyse- daten, wie beispielsweise die Wasserradioaktivität, Leitfähigkeit, Trübung oder der Säurewert längst gemessen und ausgewertet. Das geschieht in mehr als einem Dutzend Wassergütemessstationen in Intervallen von wenigen Sekunden. Hahn: „Die Basis, um Wassergüte-Informationen zu erlangen, liegt in der laufenden fehlerfreien Sammlung von Wasserdaten und deren Verarbeitung.“ Dafür müssen unterschiedlichste Analysegeräte verschiedener Hersteller kombiniert und laufend im Betrieb überwacht werden. Das geschieht mit speziell entwickelten „Vor-Ort-Rechnern“, die die Messstationen steuern, die Daten erfassen und an die Zentrale weitervermitteln. Hahn: „Zur Sicherheit gegen technische Ausfälle, Krisen oder Sabotage geschieht dies auf zwei verschiedenen, völ-



Damit Wiens Wasser sauber bleibt, werden die Zuflüsse ständig überwacht. Foto: MA31

lig voneinander unabhängigen Übertragungswegen.“

Aber nicht nur beim Wasser punkten die „Smarten Systeme“ aus Hahns Abteilung. Viele öffentliche Auftraggeber setzen auch auf intelligente Luftgü-

temessnetze aus Seibersdorf. Im Herbst 2005 hat die neue Luftmessnetzzentrale in Kärnten ihren Alleinbetrieb aufgenommen. Das neue Uwedat-System löste ein Messnetz ab, das bereits vor 15 Jahren von

Seibersdorf geliefert wurde, und misst nicht nur genauer und besser, sondern ist auch im Betrieb so günstig, dass sich die Umstellung nach etwa zwei Jahren amortisieren wird, freut sich Hahn.

Hubert Hahn: „Die Messung von Umweltdaten wird immer wichtiger. Neben Wassergüte und Luftgüte werden in Zukunft auch elektromagnetische Feldstärken gemessen.“ Mit dem von Seibersdorf entwickelten Field Nose Sensor können Langzeitmessungen der von Handymasten und anderen Sendern erzeugten Felder aufgezeichnet und ausgewertet werden.

Unsere Umwelt unter der Lupe

economy: Wie funktioniert die Überwachung des Wiener Trinkwassers?

Hubert Hahn: Die Vor-Ort-Rechner sammeln die Daten und melden sie an die Zentrale. Dort können die Werte als Tabellen oder Grafiken ausgewertet werden. Das geht so rasch, dass binnen weniger Minuten, nachdem an einer Stelle Qualitätsprobleme auftreten, Alarm gegeben werden kann. Verschmutztes Wasser kann so niemals zum Konsumenten gelangen. Zusätzlich erheben wir die kompletten meteorologischen Daten an den Messstellen. Dafür reichen aber handelsübliche Computersysteme nicht aus, man braucht spezielle, ausfallsichere Rechner.

Worauf kommt es dabei an?

Wir haben es hier mit sensiblen Analysegeräten zu tun,

Steckbrief



Hubert Hahn ist Leiter der Produktlinie Umweltinformationssysteme im Bereich Informationstechnologien der ARC Seibersdorf research GmbH.

Foto: Smart Systems

die genauestens funktionieren müssen. Die Vor-Ort-Rechner sorgen daher auch dafür, dass die Geräte überwacht wer-

den und dass die Datenbündel sicher übermittelt werden. Ohne dieses Zusammenspiel sind keine genauen Wassergütekontrollen möglich.

Sie messen aber auch die Luftgüte?

Das System eignet sich ebenfalls für alle anderen Umweltmessnetze. Wir haben beispielsweise für einige Bundesländer und das Umweltbundesamt die Luftgütemessnetze geliefert, die auch die Feinstaubmessungen durchführen. Werden die Grenzwerte überschritten, erfolgt automatisch die Alarmierung der Behörden. Österreich hat sechs Ozongebiete mit Außenstationen in den Bundesländern und einer zentralen Überwachung durch das Umweltbundesamt. Neben den österreichischen Behörden verwenden auch

Indonesien und die Schweiz unser Uwedat-System für ihre nationalen Messnetze.

Die Messung von Umweltdaten entwickelt sich auch ständig weiter?

Neue Themen sind beispielsweise die Umsetzung der europäischen Wasserrahmenrichtlinie, bei der es um die Sicherung eines „guten ökologischen Zustands“ in allen Gewässern geht. Genauso wie Wasserströme grenzübergreifend sind, muss es hier auch zu einer EU-weiten Datenvernetzung kommen, um die Gewässerzustände umfassend beurteilen und managen zu können.

Durch die Interdisziplinarität von Seibersdorf haben wir hier die einzigartige Chance, Experten aus allen Wissensgebieten für dieses Projekt her-

anzuziehen, dies gilt auch für die Messung von elektromagnetischen Feldern.

Geht es hier um die Handymasten?

Wir brauchen eine gute Datenbasis, das haben die Diskussion um die Handymastenabgabe und die vielen Auseinandersetzungen, wenn es um die Errichtung neuer Stationen geht, gezeigt.

Dieses Thema wird uns sicher auch in Zukunft begleiten. Seibersdorf research entwickelt und implementiert seit mehr als 20 Jahren Umwelt-Monitoring- und Informationssysteme für Behörden und Unternehmen. Als nationaler und internationaler Player beim Erfassen von Umweltdaten können wir hier entsprechende Lösungen anbieten. *bra*

Special Innovation

Lernen von den Termiten

Geschäftsprozessmanagement wird zum Hype der globalisierten Wirtschaft.

Ernst Brandstetter

Hochkarätige Vorträge gehören zur SAP Business School Vienna in Klosterneuburg ebenso wie überraschende Vergleiche. So wunderte sich auch niemand, als sich vor einiger Zeit ein Referat mit einem wissenschaftlichen Vergleich von den Arbeitsprozessen in einem Termitenstaat mit jenen beim deutschen Automobilhersteller Audi befasste. „Die Frage lautete: Wie funktionieren Arbeitsprozesse da und dort, und welche Schlüsse lassen sich daraus ziehen?“, erklärt Wolfgang Mathera, Gründer und Leiter der Business School.

Unternehmen, die Prozessmanagement beherrschen, können sofort und richtig auf Änderungen der Marktsituation reagieren und haben damit im Wettbewerb im Rahmen der globalisierten Weltwirtschaft eindeutig Vorteile, weiß Mathera. Eines der bekanntesten Beispiele dafür ist Red Bull, wo man schon seit Langem mit der SAP Business School Vienna kooperiert. Red Bull, so Mathera, arbeitet global mit Prozessen und bezieht daraus detailliertes Wissen, was genau wo passiert – eine der wichtigsten Grundlagen für den Erfolg.

Zwang zum Fortschritt

Prozessmanagement als Disziplin ist relativ jung, obwohl schon seit Langem Prozesse in Unternehmen gemanagt werden. Mathera: „Unternehmen waren früher nicht in der Lage, sich prozessorientiert aufzu-



Qualität, Effizienz und Effektivität entscheiden über den Erfolg: Montage des Audi Q7. Foto: Audi

stellen. Nun sind aber weite Bereiche der Wirtschaft gezwungen, dies binnen kurzer Zeit zu tun. Gab es bisher echtes Prozessmanagement vor allem in großen Firmen, geht der Trend jetzt eindeutig in Richtung Klein- und Mittelunternehmen (KMU). Mathera: „Sie sind gezwungen, sich in die Prozesse der Großen zu integrieren, wenn sie mithalten wollen.“

Unternehmen profitieren beim Prozessmanagement von der Möglichkeit, organisatorische Zusammenhänge im Sinne der Ablauforganisation geschäftsprozessorientiert zu

beschreiben. Dadurch ist eine rasche Adaption, aber auch gleichzeitig ein Erkennen von Zusammenhängen möglich. Mathera: „Das ist das einzige Modell, wie wir in Zukunft Kooperationen von Unternehmen verstehen und organisieren können. KMU, die mit einem großen Industriekonzern zusammenarbeiten wollen, werden beispielsweise heute oft als Erstes aufgefordert, ihr Prozessmanagement zu organisieren. Deutsche Autohersteller schreiben inzwischen bereits Prozesskosten vor.“ Die wichtigsten Parameter im

Prozessmanagement sind Prozessdurchlaufzeit und Prozesskosten. Diese lassen sich wiederum in einem Prozess-Benchmarking bewerten, wie es von Beratungsunternehmen angeboten wird. Mathera: „Das ist derzeit bei Unternehmensführern enorm gefragt, doch der Hype des Prozessmanagement steht noch bevor.“

Typische Beispiele, wie Prozessmanagement sehr rasch auch kleine Unternehmen erfassen kann, sind laut Mathera der Elektronikcluster in Kärnten und der steirische Automobilcluster. www.business-school-vienna.com

Wissen

● **Methode.** BPM (Business Process Management) ist eine wissenschaftlich fundierte Methode, um Abläufe, Funktionen und Informationsflüsse sowie deren Qualität ganzheitlich verständlich zu machen. Die Voraussetzungen für eine effiziente Wirkung sind möglichst breite Zustimmung in allen Ebenen der Organisation, Verständnis und Transparenz hinsichtlich von Geschäftsprozessen und damit Akzeptanz – das Erkennen der eigenen Funktion sowie die Wirkung in bestimmten Prozessen und damit die Auswirkung auf die Gesamtorganisation.

● **Effizienz.** Geschäftsprozesse sind dann effizient, wenn die Kundenleistungen mit möglichst geringem Ressourceneinsatz erbracht werden. Wichtigste Kenngrößen: Prozesskosten, Prozesszeiten, Prozessqualitäten.

● **Wirkung.** Geschäftsprozesse sind effektiv, also wirkungsvoll, wenn ihre Ergebnisse die Erfordernisse der externen Kunden erfüllen und einen Beitrag zu den Unternehmenszielen leisten. Wichtigste Kenngröße: Kundenzufriedenheit.

● **Analyse.** Qualität, Durchlaufzeit, Kosten – und das in einer möglichst übersichtlichen und transparenten Form – sollten für Geschäftsprozessdarstellungen als Visualisierungen herangezogen werden. Die Dokumentation und Beschreibung von Prozessen im Unternehmen, die richtige Analyse, das Herausfiltern von Maßnahmen und deren Nutzen sind unerlässlich für Geschäftsprozessmanagement und damit für dauerhaften Erfolg des Unternehmens.

Christoph Strnadl: „Moderne Unternehmen haben in sehr vielen Fällen nur noch den Prozess, sich von anderen zu unterscheiden“, erklärt der Chief IT Architect von der Software AG.

Kästchen malen alleine genügt nicht

economy: Woraus besteht Geschäftsprozessmanagement?

Christoph Strnadl: Dazu gehören drei Bestandteile: Modellierung und Design, Umsetzung sowie Management und Steuerung. Am einfachsten ist noch der erste Teil. Schon bei der Umsetzung ist in großen Unternehmen viel Aufwand nötig. Management und Steuerung schließlich müssen ein kontinuierlicher Prozess sein. Kästchen malen alleine genügt nicht.

Wie wichtig ist Geschäftsprozessmanagement für Unternehmen?

In der modernen Informationsgesellschaft hängt der Geschäftserfolg praktisch vollständig von den Prozessen ab.

Heutige Unternehmen haben in sehr vielen Fällen nur noch ihre Prozesse, in denen sie sich von anderen unterscheiden. Damit ist Prozessmanagement zu 70 bis 75 Prozent verantwortlich für den Unternehmenserfolg.

Wie weiß man, wann man es geschafft hat?

Wenn Sie die Wirksamkeit von Geschäftsprozessmanagement in Unternehmen feststellen wollen, genügen dazu schon zwei vergleichsweise einfache Fragen. Versuchen Sie erstens festzustellen, welche Rechte – nicht Pflichten oder Verantwortung – der Prozessmanager im Unternehmen hat. Hinterfragen Sie dann, mit welchen Systemen die IT das Prozess-

management, nicht die Prozesse selbst, unterstützt. Werden auf die erste Frage nach den Gestaltungsmöglichkeiten eines Prozessmanagers nicht auch starke Veto-, Eskalations- und – wichtiger noch – Eingriffsrechte in die Linienorganisation angesprochen, dann liegt es auf der Hand, dass ein Prozessmanager auf erkannte Prozessschwächen sowie identifizierte und notwendige Prozess- oder Organisationsänderungen nicht angemessen reagieren kann und daher die Linienorganisation nach wie vor über der Prozessorganisation steht.

Welche Rolle spielt dabei die IT?

Hinsichtlich der Rolle der IT beim Prozessmanagement

erhalten Sie nicht selten eine Nullantwort: Außer klassischer Office-Funktionalität geht die IT-Unterstützung über ein bisschen Powerpoint oder Visio-Prozessdokumentation – von Modellierung kann hier wohl nur eingeschränkt gesprochen werden – nicht hinaus. Wichtig sind jedoch die Optionen der IT, Unternehmensprozesse in sogenannten Business Process Management-Systemen abbilden zu können. Mit dem Einsatz derartiger Systeme fallen Modellierung, Ausführung der Prozesse und auch das Prozessmanagement (Sammeln, Auswerten von und Reagieren auf quantitative Leistungs- und Performancedaten) zusammen, ohne dass die bestehenden

Applikationen neu geschrieben werden müssten. Und dann passiert Prozessmanagement nicht im Nachhinein re-aktiv, sondern im Vorhinein pro-aktiv. *bra*

Steckbrief



Christoph Strnadl ist Chief IT Architect bei der Software AG. Foto: Software AG

Special Innovation

Geschäftsprozessmanagement ist Führungsaufgabe

Mittels „semantischer Systeme“ soll den Computern Sprache und dem Internet Verstand beigebracht werden.

Ernst Brandstetter

Effizienz oder Ineffizienz eines Unternehmens hängen ursächlich mit der jederzeit überprüf- baren Qualität der zugrunde liegenden Geschäftsprozesse zusammen. Will man Unternehmensstrategien erfolgreich umsetzen, müssen diese Prozesse stimmen. „Wichtig ist ein gesamthafter Ansatz“, erklärt Georg Komornyik, CEO von IDS Scheer Österreich.

Für Komornyik hat jede Business Process Management-Implementierung einen Lebenszyklus. „Zuerst kommt die Festlegung der Strategie, dann folgt die Detailplanung und danach die Implementierung. Am Ende des Prozesses steht das Controlling.“ Hier muss ständiges Feedback dafür sorgen, dass notwendige Anpassungsschritte auch gesetzt werden.

Messbarer Erfolg

Den Erfolg derartiger Prozesse kann man auch messen, erklärt Komornyik, besonders wenn man die jeweiligen kritischen Unternehmensprozesse identifiziert hat. Jedes Unternehmen kann hier anders sein.

Bei einem Internet-Bestellservice wäre das beispielsweise die kurze Lieferzeit. Es geht eben darum, jene Prozesse zu identifizieren, welche die Strategie einer Firma ideal unterstützen.

Für die kommenden Jahre erwartet Komornyik in Österreich einen Umsetzungsboom im Bereich des Business Process Management: „SAP hat sich dieses Thema sehr deutlich auf die Fahnen geheftet, und 60

Prozent der österreichischen Firmen haben SAP im Einsatz.“ Die Rolle von IDS Scheer sieht Komornyik als Partner: „SAP hat unser Ares-System als Modellierungsplattform in die SAP-Lösung eingebaut, und wir werden damit eine zentrale Rolle spielen.“

Die steigende Bedeutung von Business Process Management sieht Komornyik darin, dass nach den Großunternehmen

im Weiteren nun auch der breite Mittelstand derartige Systeme einführen wird, um seine Wertschöpfungsketten zu optimieren. „Das rechnet sich binnen weniger Monate“, so der IDS-CEO.

Jede IT-Implementierung müsse sich aber daran messen lassen, ob sie die richtigen Prozesse optimal abbildet und unterstützt. Komornyik: „Geschäftsprozessmanagement

ist kein Modewort, sondern eine Führungsaufgabe.“ Sei es Lagerhaltung, Liefertreue, Produktivität oder Qualitätssicherung: Ob es perfekt funktioniert, entscheide sich in den Unternehmensabläufen. Sie würden nicht an den Grenzen einer Firma Halt machen.

Effizientes Geschäftsprozessmanagement ist zudem auch in Zukunft Garant für Unternehmen, in globalisierten Wirtschaftsräumen besser als die konkurrierenden Firmen zu sein.

www.ids-scheer.at



Jede IT-Implementierung muss die Geschäftsprozesse optimal unterstützen. Foto: Bilderbox.com

Steckbrief



Georg Komornyik ist CEO von IDS Scheer Österreich.
Foto: IDS Scheer

Knorpelstücke aus dem Technopol

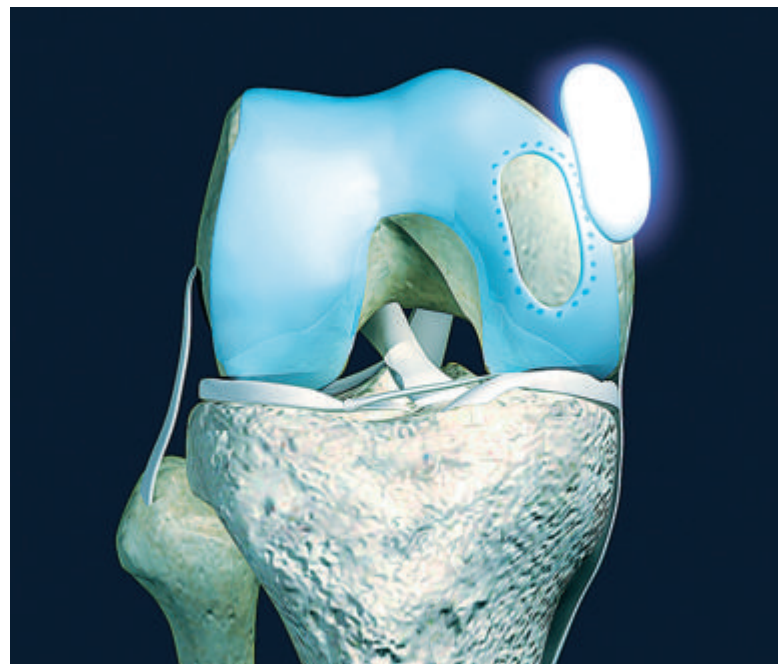
In Niederösterreich arbeiten Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft eng zusammen.

Wenn sich die Hermann Maiers dieser Welt die Pisten hinunterstürzen, besteht höchste Gefahr: Vor allem Knorpel und Bänder sind den hohen Beanspruchungen nicht immer gewachsen. Manches lässt sich reparieren, aber nicht immer. „Knorpel können sich nicht regenerieren“, erklärt Professor Stefan Nehrer vom Zentrum für Regenerative Medizin/Tissue Engineering an der Donau-Universität Krems.

In Zukunft soll das anders werden. Geht etwas kaputt, will man dem Gelenk ein Knorpelstückchen, kleiner als ein halber Fingernagel, entnehmen. Aus dieser Probe werden dann die Zellen herausgeholt und ver-

mehrt, bis aus rund 500.000 Zellen etwa 20 Mio. entstanden sind. Diese werden anschließend auf spezielles Biomaterial, das einem Schwamm ähnelt, aufgezüchtet und zurück ins Gelenk transplantiert. Nehrer: „In vier bis sechs Wochen ist der neue Knorpel dann wieder halbwegs stabil, und binnen eines Jahres hat sich das transplantierte Teil in normalen Knorpel verwandelt.“

Sämtliche Stationen dieser High-Tech-Medizin werden in Krems vollzogen, wo Nehrer seit Kurzem einen Lehrauftrag übernommen hat und am Krankenhaus tätig ist. Gleich nebenan ist das Technopol Krems, wo unter anderem die Firma Ars Arthro Gelenkknorpelersatz in hochtechnologisierten Laboratorien produziert. Für die Leberersatztherapie produziert die Biotec Systems GmbH am Technopol Krems hochspezifische Filtersysteme. Und Fresenius Medical Care arbeitet an einer weiteren Produktionslinie für spezielle BlutreinigungsfILTER. Weitere Unternehmen, die hier forschen, sind die Tissue Med Biosciences GmbH und die Cells +Tissuebank Austria.



So werden Knorpel durch Tissue Engineering repariert. Foto: Ars Arthro

Nehrer, der zwei Jahre in Harvard tätig war und die dortige Szene kennt, findet dieses Zusammenspiel sehr positiv: „Ideen brauchen Umsetzung, und Schnittstellen zwischen Universität und Wirtschaft, wie sie die Technopole bieten, sind extrem wertvoll.“ Österreich ist damit besonders im

Tissue-Engineering-Bereich weltweit technologische Spitze mit einem Vorsprung von fünf bis sechs Jahren gegenüber Amerika. Ars Arthro hat beispielsweise als erstes Unternehmen vor Kurzem in den USA die neue Methode für Knorpelersatz zur klinischen Prüfung angemeldet. *bra*

Info

● **Technopole in Niederösterreich.** Da Forschung & Entwicklung und in weiterer Folge innovative Produkte für den wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens von maßgeblicher Bedeutung sind, legt das Land Niederösterreich einen besonderen Schwerpunkt auf Technologie und setzt kontinuierlich entsprechende Maßnahmen um. So startete das Land Niederösterreich im April 2004 das Technopol-Programm. Seither wird es an den drei Standorten Krems, Tulln und Wiener Neustadt von Ecoplus erfolgreich umgesetzt. Krems konzentriert sich auf Biomedizin, Tulln auf die Agrar- und Umweltbiotechnologie, und Wiener Neustadt ist Zentrum für Forschung & Entwicklung im Bereich der industriellen Technologien mit dem Schwerpunkt Oberflächentechnik. An den Technopolen arbeiten Einrichtungen aus Forschung & Entwicklung, Ausbildung sowie Wirtschaft zusammen, wodurch Synergieeffekte genutzt werden. Die Technopole werden durch Manager aktiv betreut: Neue Produkte werden entwickelt und auf den Markt gebracht, Kooperationsprojekte und Studien durchgeführt.

www.ecoplus.at

Das Special Innovation entsteht mit finanzieller Unterstützung von ECAustria. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

Wirtschaft

Verbund als lachender Dritter

Die große österreichische Stromlösung Ösl hat sich durch die Ablehnung Oberösterreichs erledigt. Nun wollen Verbund und die ostösterreichischen Landesversorger trotz drohender Ablehnung durch die EU gemeinsame Sache machen. Namensvorschläge fürs Baby gibt es schon: Kösl (kleine Ösl), Strom-Ostblock oder Ösl 05.

Clemens Rosenkranz

Oberösterreich hat genug von österreichischen Stromlösungen und der Energie Allianz mit EVN, Wien Energie und der burgenländischen Bewag. „Wir können uns nicht mehr in die Augen schauen.“ Diese Botschaft dringt durch die Korridore der Zentrale der Energie AG Oberösterreich (EAG) in Linz. Ähnliches gilt auch für den Allianzpartner Linz AG. Das Bündnis mit Wien und Niederösterreich steht für EAG nur noch auf dem Papier, weil man über die Ösl-Verhandlungen und das Ergebnis nur über die Medien informiert worden sei.

Daher sprühen die Funken zwischen den elektrischen Partnern EAG und EVN immer heftiger. Die Oberösterreicher haben die Kooperation mit der Allianz innerlich schon längst gekündigt, sie fühlen sich bevormundet. Nun konsultiert die EAG ihre Rechtsanwälte. Im Visier haben sie EVN-Chef Burkhard Hofer, er sitzt auch im Aufsichtsrat der EAG ebenso wie im Verbund, an dem die EVN beteiligt ist. Hofer wird

durch die Blume vorgeworfen, die EAG madig gemacht zu haben. In Oberösterreich kommt man immer wieder auf einen Brief Hofers an den Verbund zu sprechen, in dem er jene 470 Mio. Euro, die die Allianz vor fünf Jahren für das Viertel an der EAG bezahlte, als „massiv überhöhten Preis“ bezeichnete und die wirtschaftliche Situation der EAG als wenig rosig hinstellte. Nun wird geprüft, ob der Brief strafrechtlich relevant sein könnte und ob deshalb Hofer das Aufsichtsratsmandat entzogen werden könne, heißt es in Linz.

Indirekt ist auch der Verbund laut Insidern wenig erfreut: Der Konzern habe angenommen, dass Hofer das Mandat habe, um für die Allianz bindende Vereinbarungen zu unterschreiben. Das Njet der EAG habe das Gegenteil bewiesen. Dennoch, im Grunde kann sich der Verbund-Vorstand als lachender Dritte im Match Linz – Maria Enzersdorf (EVN-Zentrale) zufrieden zurücklehnen. Der Wasserkraftkonzern hat nach dem Nein der EAG zur jüngsten Version einer österreichischen Stromlö-



Nach dem Kurzschluss der großen österreichischen Stromlösung Ösl sucht Österreichs E-Wirtschaft fieberhaft nach Möglichkeiten, die Drähte in der Branche neu zusammenzuspannen. Foto: dpa/Roessler

sung nun alle Trümpfe in der Hand. Um die Führungsrolle in der Partnerschaft mit der Rest-Energie Allianz (EVN, Wien Energie, Bewag) zu erhalten, soll der Verbund 25 Prozent an den einzelnen Allianz-Vertriebsgesellschaften, die Allianz ein Viertel an der Verbundhandelsfirma APT bekommen. Eine Aufstockung auf 33 Prozent ist eineinhalb Jahre nach Start der kleinen Ösl (Kösl) vorgesehen.

Auf dem Endkundenmarkt sollen die Ösilanten gegeneinander antreten. In diesem Punkt hat sich der Verbund durchgesetzt. Für EVN und Wien Energie hat das Verbund-Asset – günstiger Wasserkraftstrom – diesen Preis gerechtfertigt. Der Verbund könnte in der Ösl seinen Anteil auf dem Endkundenmarkt schlagartig erhöhen – zu den 20.000 Haushaltskunden kämen mit den Stadtwerken Klagenfurt 80.000 dazu. Aber er wäre dank der geringen Erzeugungskosten in der Lage, ohne Ösl gut bestehen zu können.

In einem Dilemma steckt das Land Oberösterreich, denn für den angepeilten Ausstieg der EAG aus der Allianz gibt es eine Hürde: Ein Austritt ist nur dann möglich, wenn das Land zuvor das von EVN, Wien Energie und Bewag erworbene Aktienpaket wieder zurücknimmt. Dafür müsste Landeshauptling Josef Pühringer mindestens 440 Mio. Euro locker machen. Die hat er aber nicht in der Portokasse.

Nun soll der Landtag dem Land die Ermächtigung geben, das Aktienpaket an der EAG von der Allianz zurückzukaufen und Kredite dafür aufzunehmen. Denn der Ausweg, dass der Verbund die Aktien übernimmt, ist durch die ausverhandelte Übereinkunft zwischen Verbund und EVN/Wien Energie versperrt. Der Aufkauf durch den Verbund ist in Oberösterreich gewünscht. Aber realistisch gesehen wäre der Einstieg erst 2008 möglich, so Insider. Die Energie Allianz müsste froh sein, dass sich die Oberösterreicher verabschieden, ist für den Beschluss für die Kösl doch eine Einstimmigkeit erforderlich.

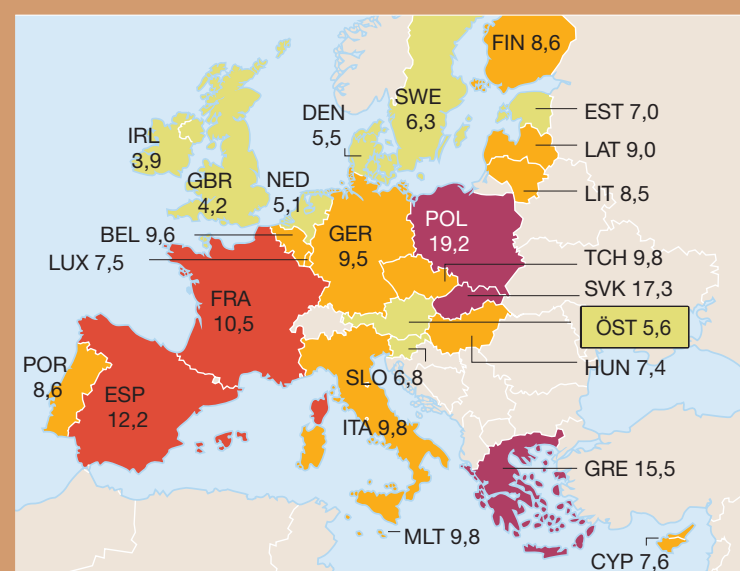
Enger zusammenrücken will die EAG mit der Linz AG, die ebenfalls aus der Allianz drängt. Zusammen könnten beide ohne die ostösterreichischen Aktionäre die Partnerschaft mit der Salzburg AG (man hält 25,1 Prozent) vertiefen. Zu dieser Energie-Mitte könnte auch die Energie Steiermark Estag stoßen, die schon enge Verbund-Bande hat. Großes Aber: An der Estag hält der französische Atomstromriese EdF (noch) die Sperrminorität, allerdings steht der Ausstieg schon länger im Raum.

Mehr als fraglich ist, ob die EU das neue Konstrukt überhaupt billigt. Eine neue kartellrechtliche Überprüfung ist jedenfalls nötig. „Die seinerzeitige Freigabe für die Ösl ist längst kein Thema mehr“,

sagt Walter Barfuß, Chef der Bundeswettbewerbsbehörde. Offen sei, ob Brüssel den Ösl-Aufguss genehmigt. Die EU-Wettbewerbskommission legt bei allen Fusionsanträgen jetzt das Prüfschwergewicht auf die Frage, ob es durch eine Firmenheirat mehr Wettbewerb gibt oder nicht. Barfuß will die Aussichten der Kösl in Brüssel erst bewerten, wenn die ausgefertigten Verträge vorliegen. Beim Verbund-Einstieg bei der EAG reicht die Barfußsche Fantasie aus, um seinen Segen zu geben.

Grafik der Woche

Frauen-Arbeitslosigkeit in der EU



| | Arbeitslosenrate Frauen | Arbeitslosenrate Männer | Frauenanteil Teilzeitarbeit* | Anteil weiblicher Manager* |
|-------|-------------------------|-------------------------|------------------------------|----------------------------|
| ÖST | 5,6 | 4,8 | 38,7 % | 27,0 % |
| EU-25 | 9,8 | 7,9 | 32,6 % | 32,1 % |

Durchschnitt 2005
Angaben in Prozent
(*2. Quartal)

Quelle: Stat. Bundesamt Wiesbaden/Eurostat Grafik: APA(©)/economy

Informativer Lesespaß & unternehmerischer Nutzen



Richtige Unternehmer lesen *economy*.

economy Jahresabo

50 Euro
abo@economy.at



Ex-Monopolist kauft sich zurück

Der Ex-Telefonmonopolist AT&T will mit einer Großfusion seine führende Stellung in den USA ausbauen. AT&T will den Konkurrenten Bell South für 67 Mrd. US-Dollar (55 Mrd. Euro) übernehmen. Damit könnte AT&T Ferngespräche und Internet-Dienste von Küste zu Küste und Regionalgespräche in 22 US-Staaten anbieten. Mit der Fusion erhält AT&T auch komplette Kontrolle über Cingular Wireless, den größten US-Handybetreiber. Durch den Kauf von Bell South würde AT&T mit dem vierten von sieben Regionalanbietern wiedervereint, die aus der Aufspaltung des US-Telefonmonopols 1984 entstanden waren. Damals behielt AT&T weitgehende Kontrolle über Ferngespräche, während die „Baby Bells“ für Ortsgespräche zuständig waren.

EZB dreht erneut an Zinsschraube

Die Europäische Zentralbank (EZB) hat den Leitzins im Euro-Raum angesichts wachsender Inflationsgefahr wie erwartet erneut erhöht. Der für die Refinanzierung der Geschäftsbanken maßgebliche Zins steigt um 25 Punkte auf 2,50 Prozent. Die Zentralbank hatte im Dezember mit der ersten Erhöhung seit fünf Jahren begonnen, die lange Phase von sehr niedrigen Zinsen zu beenden.

Bei VW fliegen die Hackeln sehr tief

Bei VW werden die Messer gewetzt. Aufsichtsratschef Ferdinand Piëch will den Volkswagen-Vorstandschef Bernd Pischetsrieder aus dem Sattel heben und zieht dabei den Widerstand der Arbeitnehmervertreter im Kontrollgremium als Argument gegen die Verlängerung des Vertrags von Pischets-

reider heran. Zum Showdown zwischen Piëch und Pischetsrieder kommt es am 20. April bei einer Sondersitzung des VW-Aufsichtsrates. Schon in der Vergangenheit hatten die zwei VW-Männer mehrmals ihre Klängen gekreuzt. So brutal offen wie im Fall Pischetsrieder sei selten zuvor ein deutscher Top-Manager von seinem Oberkontrollor zum Abschuss freigegeben worden, resümiert *Der Spiegel*.

Bank Burgenland ist heiß umfodet

Auch der neuerliche Versuch des Landes, die Bank Burgenland an den Mann zu bringen, steht unter keinem guten Stern. Das im Rennen um die Bank unterlegene Bieterkonsortium aus der Ukraine legt bei der EU-Kommission eine Beschwerde gegen den Verkaufsentscheid ein. Die Ukrainer hatten fast 55 Mio. Euro mehr für die Bank Burgenland geboten als die Grazer Wechselseitige Versicherung (GraWe). Dessen ungeachtet hat das Land Burgenland der GraWe für 100,3 Mio. Euro den Zuschlag gegeben.

Postfuchs macht Gewinnprung

Die Österreichische Post AG hat wenige Wochen vor dem geplanten Börsengang deutlich verbesserte Geschäftszahlen vorgelegt: So verdoppelte sich etwa der Gewinn zwischen 2004 und 2005 auf 99,9 Mio. Euro, und die drei Divisionen Brief, Paket & Logistik und Sonstige legten zu und schrieben schwarze Zahlen, freut sich Post-Chef Anton Wais. Die heimische Post übertrifft bei ihrer Gewinnmarge die Deutsche Post und komme nahe an die Profitabilität der niederländischen Post TNT heran. 2005 hat die Post 301 Filialen geschlossen und 4,4 Prozent der 26.342 Mitarbeiter abgebaut. *rose*

Handy-Mastenstreit Teil 2

T-Mobile Austria muss im Zuge der Telering-Übernahme 2.300 Sendeanlagen abgeben. One und „3“ wollen den Preis drücken.

Thomas Jäkke

Niederösterreichs Landeshauptmann Erwin Pröll hat sich aus dem Streit mit Österreichs fünf Mobilfunkanbietern als Sieger gewährt. Zumindest hat er dies seinen Niederösterreichern auf großflächigen Plakatwänden in fast suggestiver Art und Weise an den bedeutenden Verkehrsadern, die nach Wien führen, im Herbst klar gemacht. Dass die Einführung einer Zusatzbesteuerung vor den EU-Instanzen nicht gehalten hätte, hat Pröll dazu veranlasst, seinen Kompromiss mit den fünf Netzbetreibern medial zu inszenieren. Vergessen, Schwamm drüber.

Ein erneuter Handy-Mastenstreit – sozusagen Teil 2 – spielt sich derzeit hinter den Kulissen ab. T-Mobile Austria versucht seit August 2005, bisher mit wenig Glück, die EU zu überzeugen, dass durch die Telering-Übernahme der Wettbewerb in der Alpenrepublik nicht verzerrt wird. Würden die Wettbewerbsbehörden den Deal absegnen, wird sich der Mobilfunkmarkt zugunsten von Mobilkom Austria und T-Mobile verschieben. Beide hätten dann zusammen 80 Prozent Marktanteil. Wettbewerb adieu, befürchtet die EU-

Wettbewerbsbehörde in Brüssel. Was aber so nicht stimmt, meint T-Mobile-Chef Georg Pölzl. „Wir haben die Auflagen, Frequenzen und Sendeanlagen an die Mitbewerber abzugeben, erfüllt.“ Was aber so auf der anderen Seite nicht goutiert wird. 1.800 Sendeanlagen sollen demnach aus dem Fundus von T-Mobile an Hutchison 3G („3“) übergeben werden. Maximal 500 würde One, das ebenso an einer Übernahme von Telering interessiert war, bekommen. Gegen viel Geld. Gestritten wird dabei um einen Wert, der sich auf 100 bis 200 Mio. Euro beläuft.

Aber es liegt nicht nur an der Anzahl von Frequenzen und Handy-Masten mit den attraktiven Standorten. Vielmehr geht es darum, wie diese Standorte übergeben werden. Quasi „stufenrein“ wünschen sich One und „3“, die die Sendeanlagen, weil beide Unternehmen ihre eigene Technologie nachrüsten wollen. Den Abbau bestehender Technik sowie den Abtransport der Antennen soll T-Mobile übernehmen. Und das sei nicht billig, heißt es. Bei 2.300 Handy-Masten ein wahrlich nicht gerade billiger Rückbau, der T-Mobile zusätzlich belastet. Auf der anderen Seite setzen One und

„3“ auf die EU, auf Zeit und vor allem auf den „Gratis-Joker“. Beide wollen für die Sendeanlagen und UMTS-Lizenzen so wenig wie möglich zahlen, wenn es auch geht, die Anlagen gratis zu übernehmen.

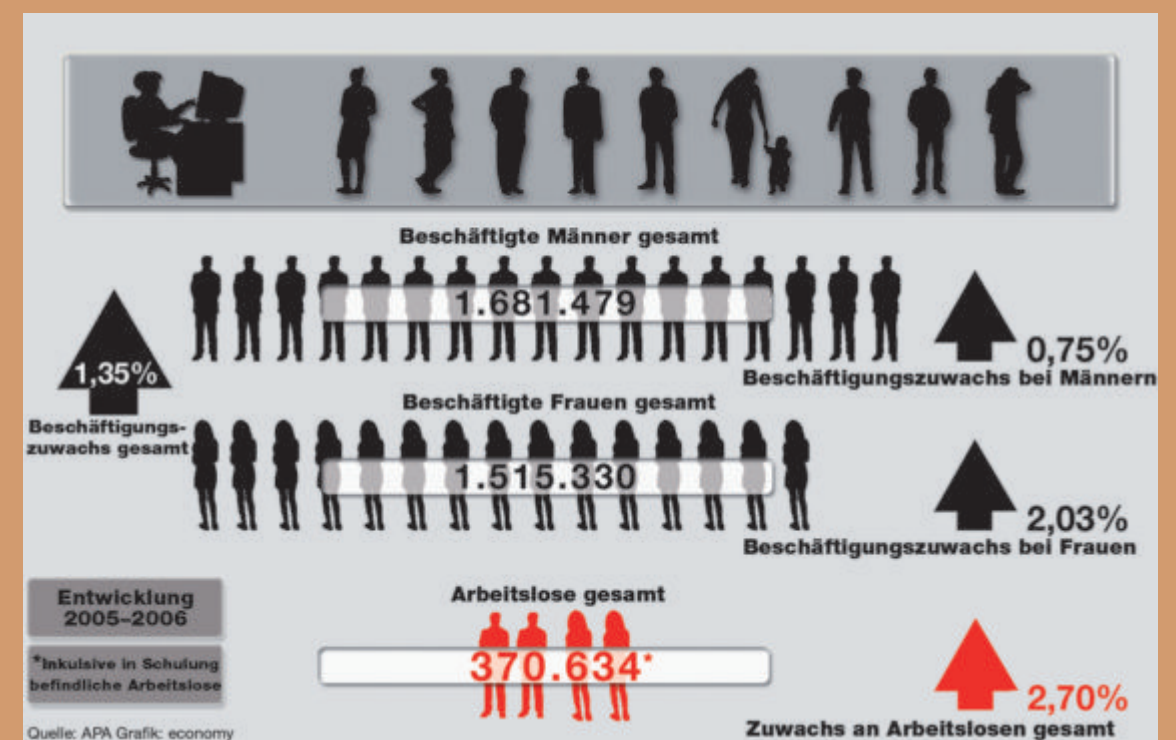
Durch geschicktes und konsequentes Lobbying in Brüssel haben sie es jedenfalls geschafft, dass die Auflagen der EU entsprechend hart ausgefallen sind und der Telering-Deal nach neun Monaten noch nicht abgeschlossen worden ist, heißt es in involvierten Kreisen.

Unfreiwillige Hilfe der EU

Aufgrund der Einspruchsmöglichkeiten, streng in Anlehnung an die Gesetzesvorschriften, hilft die EU somit unfreiwillig One und „3“, die sich durch die Verzögerung entsprechend positionieren können. Mit einer extremen Tiefpreis-Strategie hatte Telering sehr erfolgreich seinen Mitbewerbern in den letzten zwei Jahren Kunden weggeschnappt. Je länger sich der Deal verschiebt, umso teurer kommt das Investment für T-Mobile, das für Telering 1,3 Mrd. Euro hingeblättert hat. Jeder Monat, der eine Übernahme von Telering verzögert, ärgert nur T-Mobile. Und kostet viel Geld.

Ende April 2006 läuft bei der EU die nächste Frist ab. T-Mobile-Austria-Chef Pölzl gibt sich jedoch optimistisch, dass dann das Okay aus Brüssel kommt.

Zahlenspiel



Warum stieg sowohl die Arbeitslosigkeit (plus 2,7 Prozent gegenüber 2004) als auch die Zahl der Beschäftigten (plus 1,35 Prozent)? Julia Bock-Schappelwein vom Wifo erklärt dies vor allem mit dem „Zustrom von Arbeitskräften aus Deutschland“. 2005 lag die Zahl der deutschen Erwerbstätigen bei 47.000, das entspricht

einem Zuwachs gegenüber 2004 von rund 21 Prozent. Weitere Gründe für die steigende Beschäftigungsquote sind die Pensionsreform, die zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen und die Demografie. Das Wifo erwartet, dass sich die Arbeitslosigkeit heuer bei plus 2.000 einpendelt. *rem*

Wirtschaft

Leasing wird künftig voll gefördert

Das Finanzministerium hat Richtlinien nach Drohungen der Branche mit einer Klage vor dem EuGH abgeändert.

Clemens Rosenkranz

Mit einer Änderung der Förderrichtlinien wird es in Bälde möglich sein, dass heimische Unternehmen für die Finanzierung mittels Leasing mögliche Förderungen in vollem Ausmaß in Anspruch nehmen können. Bis jetzt war Leasing in Österreich als Finanzierungsform schlechter gestellt als die Kreditfinanzierung.

Die Folge davon: Viele Fördermittel sind bisher liegen geblieben, weil im besten Fall nur für den Eigenkapitalanteil Förderungen gewährt wurden. Erst Drohungen der Leasing-Branche die mit einer Klage vor dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) haben das Finanzministerium in Wien weich gekocht.

„Schildbürgerei“

Raiffeisen Leasing-Vorstandssprecher Peter Engert schätzt, dass den österreichischen Unternehmen durch die gesetzlichen Einschränkungen bis jetzt Fördermittel von 250 bis 300 Millionen Euro entgangen sind. Eine „Schildbürgerei“ nennt Engert deshalb die bisher geltende Regelung. Nach Angaben des Branchenverband sind davon besonders industrielle Investitionen betroffen, also Anlagen und Ausrüstungen.

Das Finanzministerium habe bis dato damit argumentiert, dass Leasingnehmer Steuern sparen und keine Förderung mehr benötigen würden. Daher haben nach Ansicht von Raiffeisen die Förderrichtlinien bis jetzt die Bestimmung enthalten, dass Förderungswerber auch Eigentümer des Wirtschaftsgutes sein müssen. Dieser Passus ist nun gefallen.

Trotz dieser gütlichen Regelung brauchte das Finanzministerium über eine Woche, um sich zu keiner Stellungnahme durchzurufen und selbst dieses Nicht-Ergebnis dann nicht kommentieren zu wollen. Offenbar scheut man im Hause von Karl-Heinz Grasser jede Publicity, ob positiv oder negativ.

Grundsatzeinigung gesucht

Der Chef von Raiffeisen-Leasing drängt nun auf Umsetzung der Grundsatzeinigung zum Thema Fördern trotz Leasing. Das Finanzministerium möge auf die Förderstellen – speziell das Austria Wirtschaftsservice (AWS) und die Arbeitsmarktförderung (AMF) – Einfluss nehmen, damit die Neuregelung bis spätestens zum Herbst des Jahres 2006 in die jeweiligen Förderrichtlinien aufgenommen und an Brüssel übermittelt wird.

Sollten die Änderungen nämlich zu spät erfolgen, würde Leasing auch im nächsten siebenjährigen Haushaltsplan der Europäischen Union benachteiligt, mahnt Engert zur Eile. Was außerdem noch dazukommt: Das Fehlen von solchen Hürden in den neuen EU-Mitgliedstaaten kann gar mitentscheidend bei der Standortwahl eines Unter-

nehmens sein und der Standort Österreich somit an Attraktivität verlieren.

Leasing hat sich ungeachtet der Förderhürden auch zu einem Finanzierungselement für Klein- und Mittelbetriebe gemausert. Dies gilt besonders für den Bereich Kraftfahrzeuge, sprich: für Firmenautos. Kfz-Leasing machte im Vorjahr schon mehr

als 53 Prozent des gesamten Neugeschäfts aus, wie aus den jüngsten Zahlen des Verbandes Österreichischer Leasing-Gesellschaften zu entnehmen ist. Fast 42 Prozent aller in Österreich neu zugelassenen Personenkraftwagen würden geleast, bei Bussen und Lastkraftwagen betrage die Quote sogar fast 68 Prozent.

Dazu beigetragen hat die zunehmende Beliebtheit von Leasing. „Viele Klein- und Mittelunternehmen steigen neuerdings auf Fuhrpark-Management um. Auch der Installateur mit drei Klein-Lastern lagert im Sinne einer Konzentration auf das Kerngeschäft seinen kompletten Fahrzeugpark aus“, erklärt Engert.




NEU BEI ONE:

MOBILE OUTLOOK

MIT PUSH E-MAIL.



PUSH E-MAIL

SCHON AB €

9,83

PRO MONAT/EXKL. UST
INKL. 30 MB DATENPAKET



QTEK 9100
MICROSOFT® WINDOWS MOBILE™ 5
MIT POCKET PC OBERFLÄCHE

€ 125,-*

EXKL. UST

* Bei Anmeldung zu einem Business-Tarif. 24 Monate Kündigungsverzicht/18 Monate Kündigungsverzicht Datenpaket.

YOU'VE GOT MAIL!

Wo immer Sie gerade sind: Mit **MOBILE OUTLOOK** nutzen Sie auch unterwegs alle Vorteile von Microsoft Outlook ohne eigenen Exchange Server. Mit höchsten Sicherheitsstandards, maßgeschneiderter Funktionalität und optimaler Kosteneffizienz.

GUTE GESCHÄFTE BRAUCHEN GUTE VERBINDUNGEN.

DIE PERFEKTE LÖSUNG FÜR KLEINE UNTERNEHMEN.

Nehmen Sie Ihr Büro einfach mit und genießen Sie mit ONE volle Mobilität:

- E-Mails automatisch empfangen (Push E-Mail)
- Kontakte abrufen
- Kalender bearbeiten




MOBILE OUTLOOK IST AB MITTE MÄRZ 2006 IN ALLEN ONE WORLDS VERFÜGBAR.

Wirtschaft

Kreditboom im Osten als Gewinnturbo

Der Kreditboom in Mittel- und Osteuropa ist einer der Hauptfaktoren für die glänzenden Gewinne der heimischen Banken in der Region. Wegen des enormen Nachholbedarfs wird diese Entwicklung noch lange anhalten.

Clemens Rosenkranz

„In den neuen EU-Ländern beläuft sich das Kreditvolumen im Schnitt auf zwölf Prozent des Bruttoinlandsprodukts, in der EU sind es 50 Prozent. Da besteht noch irrsinniger Nachholbedarf, bei den Hypothekarkrediten stehen wir erst am Anfang“, sieht Martin Grüll, der Finanzvorstand von Raiffeisen International (RI), sehr rosig in die Zukunft. Auch eine andere Zahl belegt, wie groß das Potenzial im Kredit-Privatkundengeschäft ist: „Pro Kopf beträgt der durchschnittliche Privatkredit in Ungarn 1.185 Euro, in Rumänien sind es gar nur 135. Im Euroland liegt der Vergleichswert bei 12.400 Euro“, heißt es in einer Studie der BA-CA. Diesen Rückstand zur alten EU möchten die österreichischen Großbanken in den nächsten Jahren zu klingenden Münzen machen. Grüll schätzt, dass der Wachstumszyklus im Kreditgeschäft (dies gilt auch für Firmenkredite) noch zwei Generationen andauern wird. Und wenn die Nachfrage in diesem

Bereich zu schwächeln beginnt, werde mit dem Nachholprozess im Veranlagungsgeschäft ein neuer Zyklus anfangen, erläutert der RI-Finanzvorstand.

Begonnen hat der Boom recht zögerlich. „Die Banken haben das Kreditgeschäft nach Jahren der Zurückhaltung bei der Kreditvergabe aufgrund der wachsenden Inlandsnachfrage wieder für sich entdeckt“, begründet BA-CA-Bankenmarktexperte Sandor Gardo: Das stark steigende Kreditgeschäft sei ein wichtiger Treiber für die guten Ergebnisse, die die Banken in der Region erzielen. Unterstützung komme vom global niedrigen Zinsniveau und der hohen Attraktivität von Fremdwährungskrediten.

Aufbauen und Sanieren

Haupttreiber der Entwicklung sind Kredite für Wohnraumschaffung und Sanierung ebenso wie für Haushaltsgüter, aber auch für Autos. Hier bestehe überall in der Region ein extremer Nachholbedarf, sind sich alle Experten einig. Daher sorgen sich die Finanzinstitute

kaum über eine drohende Überhitzung. Nur in Südosteuropa sind die Notenbanken auf die Bremse gestiegen, um ein zu rapides Wachstum des Kreditvolumens hintanzuhalten. „Damit soll einer Ausweitung des Leistungsbilanzdefizits und einer möglichen Verschlechterung des Kreditportfolios vorgebeugt werden“, erläutert Gardo. Dennoch werde das Kreditgeschäft auch den österreichischen Banken weiterhin und anhaltend große Freude machen, erwartet der BA-CA-Experte.

Keine Bonitätssorgen

In der Slowakei wird der Kreditboom weitergehen, erwartet Regina Ovesny-Straka, die Chefin der Slovenská Sporiteľňa, einer Tochter der Erste Bank. Und zwar in den nächsten zwei bis drei Jahren um 30 Prozent. Neben den Zulieferern für die slowakische Autoindustrie, die den Autoriesen ins Nachbarland folgen müssen und dafür Kredite brauchen, gebe es wegen des Wohnraummangels im Land gerade bei den Krediten für Haus- und Wohnungsbau einen absoluten Boom.

Und auch bei den reinen Konsumkrediten müsse man sich als Bank kaum Sorgen machen. „So lange die Investitionskredite mit Haus oder Grund besichert sind, werden die Kreditnehmer sicher zahlen“, erklärt Ovesny-Straka im Gespräch mit *economy*.



Auch in Tschechien können sich die Geldinstitute im Geschäft mit Privatkrediten über satte Zuwachsraten freuen. Foto: APA

Nur exzellente Prozesse führen zu exzellenten Ergebnissen.



ARIS™ IDS™ Y™

„ARIS“, „IDS“ und das Symbol „Y“ sind eingetragene Marken der IDS Scheer AG, Saarbrücken. Alle anderen Marken sind Eigentum ihrer jeweiligen Inhaber.

Business Process Excellence bedeutet:

- Geschäftsprozesse effizient managen
- Geschäftsprozesse messen und optimieren
- SAP prozessoptimiert einführen und konsequent zur Prozessoptimierung nutzen
- Exzellente Kundenprozesse gestalten
- Mit IT-Services Prozesse solide unterstützen

Sprechen Sie mit uns: IDS Scheer Austria GmbH

Modecenterstrasse 14, 1030 Wien

Telefon: 01/795 66-0; Telefax: 01/798 69-68

E-Mail: info-at@ids-scheer.com

www.ids-scheer.at

IDS SCHEER
Business Process Excellence

Wirtschaft

Fusionitis wird wieder zu Modekrankheit

Die Fusionitis in Europas E-Wirtschaft ist wieder voll entflammt. Kleinere Firmen müssen sich jetzt sehr warm anziehen.

Clemens Rosenkranz

Fast scheint es so, als ob die Vogelgrippe auch Nebenwirkungen in Europas E-Wirtschaft zeigt. Bei den Energiekonzernen ist wieder eine hektische Fusionitis ausgebrochen, nachdem das Übernahmekarussell vier Jahre lang stillgestanden war. In Spanien ist ein Bieterkampf um den Stromkonzern Endesa entbrannt, zwischen Italien und Frankreich fliegen die Fetzen, weil Paris mit der Fusion von Suez und Gaz de France die Enel aus Italien fern halten will.

Grund für das neue Aufflammen des Übernahmefiebers: In den vergangenen vier Jahren hat die Branche gespart, sich aufs Kerngeschäft Energie fokussiert, und nach dem Schuldenabbau sind die Kriegskassen der Unternehmen mehr als prall gefüllt. Nun stieren auch die Fusionsräuber auf die enormen stillen Reserven,

die die großen europäischen Player auf dem Energiemarkt in den Vorjahren angehäuft haben. Denn auch bei den ganz Großen der Energiebranche, den Ölmultis, könnten Begehrlichkeiten erwachen, so Insider. Das gelte besonders für die deutsche Eon, die 50 Mrd. Euro auf der hohen Kante hat und damit Spaniens Endesa schlucken will.

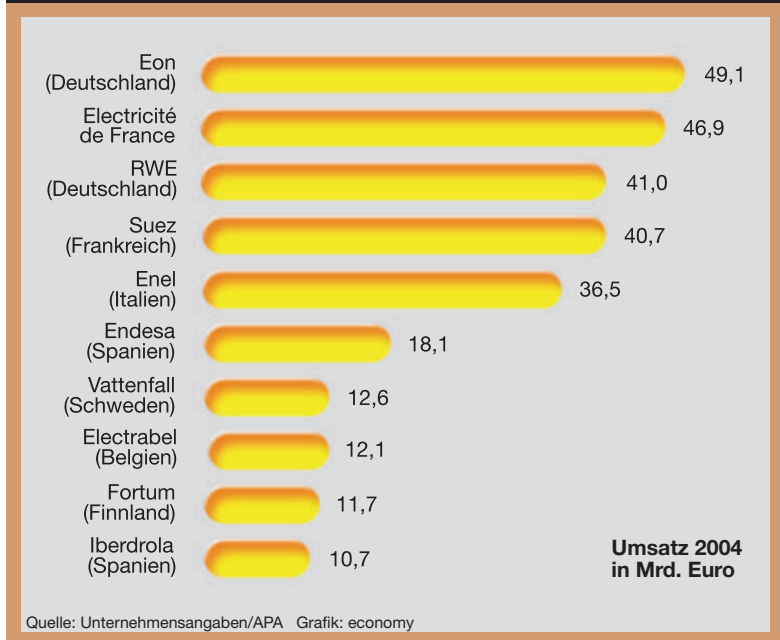
Frankreich, Italien und Spanien stehen besonders im Visier der Übernahmestrategen, weil diese Länder Nachzügler bei der Liberalisierung sind und noch genug Raum für eine Konsolidierung vorhanden ist.

Eines dürfte den Strombossen schon heute klar sein: In einigen Jahren wird der Strom- und Gasmarkt in Europa von einigen wenigen ganz großen Konzernen kontrolliert werden. Bernhard Raberger vom heimischen Verbund sieht gar nur eine Hand voll Player, die den Markt dominieren werden.

Als künftige Branchenleader sieht Raberger Eon und RWE aus Deutschland, Electricité de France, Enel aus Italien sowie ein spanischer Player und die tschechische ČEZ, die dank ihrer Atomkraftwerke Kostenvorführer in Europa sei.

Zu den Überlebenden der Übernahmeschlacht werden jene Firmen gehören, die starke eigene Erzeugungskapazitäten haben. Denn sie würden überproportional von den stetig steigenden Strom-Großhandelspreisen profitieren. Zuvor steht der Branche ein totaler Umbau ins Haus. „Die Entwicklung der Ölbranche ist der E-Wirtschaft zehn bis 15 Jahre voraus“, sagt Florian Haslauer vom Unternehmensberater AT Kearney. Das heißt, in spätestens 15 Jahren werden einige Strommultis über die gesamte Wertschöpfungskette hinweg tätig sein, Firmen wie der heimische Verbund könnten dagegen als Nischenplayer reüssieren. „Reine Stromverkäufer ohne Eigenproduktion werden an die Wand gedrückt werden“, prognostiziert Haslauer vielen Versorgern das Ende ihrer

Europas größte Energiekonzerne



Eigenständigkeit. Bernhard Haider vom Beratungsunternehmen PWC geht davon aus, dass es in den nächsten Jahren noch einige große Deals in der Branche geben wird. Komplette passé dagegen ist das Konzept von Multi-Utility (Energie, Wasser, Entsorgung und Telekom

aus einer Hand). „Das Konzept ist gescheitert, der Kunde hat es nicht angenommen, und marketingmäßig hat es auch nicht funktioniert“, sagt Haider von PWC. Vor einigen Jahren galt das Konzept eines Versorgungsangebots aus einer Hand in der Branche noch als Zauberwort.

Verlagsserie

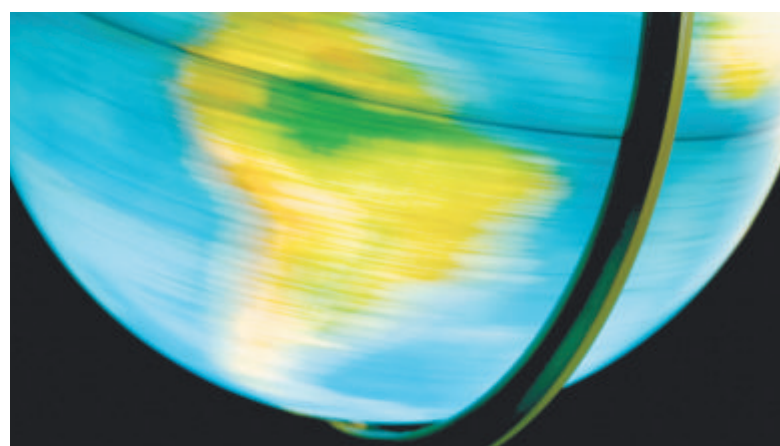
Die Zukunft aktiv mitgestalten

Uni Management Club Wien startet zentrale Ideenplattform.

Wenn es um die Zukunft geht, sollen die etablierten Mächtigen nicht mehr allein das Sagen haben. Unter dem Motto „Morgen entscheiden wir“ hat der Uni Management Club Wien die Plattform Win² (winquadrat) ins Leben gerufen.

„Die Aufgaben, die auf uns zukommen, sind vielfältig und mit traditionellen Denkmustern teilweise nicht mehr zu lösen“, erklärt Wolf Heinrich Reuter, der die erste Win²-Veranstaltung, die Mitte Mai 2006 im Schloss Haindorf bei Langenlois stattfinden wird, vorbereitet. Es gilt, bestehende Systeme zu hinterfragen, über Werte zu diskutieren und aus neuem Winkel einen Blick auf die Gesellschaft, Wirtschaft und Politik der Zukunft zu werfen. Reuter: „Die kommenden Aufgaben können nur interdisziplinär und gemeinsam bewältigt werden, darum ist es auch unser erklärtes Ziel, ein Zukunftsnetzwerk der Jungen zu gründen.“

Als erste Aufgaben hat sich Win² drei Themenbereiche ausgewählt. Erstes ist Recht & Politik, wo der ewige Pendelschlag der Entwicklung derzeit



Die neuen Chancen und Gefahren der sich rasch verändernden Welt sind zentrales Thema der Plattform Win². Foto: Bilderbox.com

unter dem Eindruck des weltweiten Terrors eher weg vom Liberalismus, hin zu rechtsstaatlichen Einschränkungen tendiert. Reuter: „Die Freiheit des Einzelnen heißt Einschränkungen eines jeden.“

Zweites Hauptthema sind die Probleme der modernen Industrieländer. Die österreichische Industrie steht direkt für mehr als ein Drittel der Wirtschaftsleistung Österreichs und sichert direkt oder indirekt mehr als die Hälfte aller Arbeitsplätze. Ständig aber gehen industrielle

Arbeitsplätze verloren, und die Folge sind Verwerfungen auf dem Arbeitsmarkt, die durchaus auch zu sozialen Krisen der Gesellschaft führen können. Der Widerstreit zwischen den Economies of Scale und der für die Zukunft erträumten Economy of Knowledge soll in einer Diskussion über industrielle Wertschöpfung erörtert werden, die über eine reine Orientierung an den Lohnkosten eines Landes hinausgeht.

Das dritte Kapitel, das in Langenlois aufgeschlagen wer-

den soll, ist die Frage, welches Wertschöpfungspotenzial den Dienstleistern im künftigen Europa zukommen kann, wie sich der gemeinsame Markt auf den Dienstleistungssektor auswirkt und wie Bildung und Forschung eine erfolgreiche Zukunft sicher können. Zur Konferenz im Schloss Haindorf werden 100 Führungskräfte, aufstrebende junge Berufstätige und engagierte Studierende erwartet, die entschlossen sind, die Zukunft aktiv zu gestalten.

Info

● 12.–14. Mai 2006.

Schloss Haindorf, Langenlois
E-Mail: info@winquadrat.at
www.winquadrat.at

Diese Verlagsserie erscheint mit finanzieller Unterstützung der Plattform win².

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

Aufwärts im fünften Kondratieff

Der russische Ingenieur Nikolai D. Kondratieff (1892 bis 1938) gilt als „Vater der Konjunkturzyklen-Forschung“. Er analysierte alles verfügbare statistische Material über die Entwicklung Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten von Amerika sowie Deutschlands und definierte zweieinhalb lange Wellen von jeweils 47 bis 60 Jahren, die auf der Einführung und dem Einsatz von grundlegenden Technologien oder Innovationen sowie auf Veränderungen der Produktivkräfte und der Gesellschaft basierten.

Jeder Kondratieff-Zyklus bringt einen Innovationsschub, der die gesamte Gesellschaft verändert und grundlegende neue Bedürfnisse befriedigt. Der vierte Kondratieff war die Phase, in welcher der gesellschaftliche Bedarf nach individueller Mobilität zum Zuge kam. Im fünften, im jetzigen, spielt der Bedarf nach effizientem Umgang mit Information und Wissen die zentrale Rolle. Und im nächsten Zyklus soll es um Gesundheit, Gesundheit und Heilung gehen.

Wirtschaft

Brigitte Ederer: Nach 77 Tagen an der Spitze von Siemens Österreich verbucht sie erste Erfolge. Der Verkauf der Wasserkraftsparte VA Tech Hydro an Andritz wird ausverhandelt. Die ÖBB bestellte 23 Hochgeschwindigkeitszüge im Wert von 240 Mio. Euro, und Konkurrent Alfred Ötsch verabschiedete sich in Richtung AUA.

„Ich habe den dankbareren Job“

Rita Michlits

Das Frauenmagazin *Woman* kürte die neue Siemens-Chefin Brigitte Ederer, 50, zur Managerin des Jahres. Bevor die Volkswirtin 2001 in den Siemens-Vorstand kam, war sie Nationalratsabgeordnete, Bundesgeschäftsführerin der Sozialdemokraten und Finanzstadträtin. Seit ihrer Bestellung zur Vorstandsvorsitzenden von Siemens Österreich am 15. Dezember 2005 muss sie mit Abstand die meisten Interviews geben. *economy* hat sie 77 Tage nach ihrem Amtsantritt besucht.

economy: Frau Ederer, wie geht es Ihnen nach Ihren ersten drei Monaten als Generaldirektorin?

Brigitte Ederer: Gut. Nicht erwartet habe ich allerdings die vielen zusätzlichen Themen und Kleinigkeiten, mit denen ich mich jetzt ununterbrochen beschäftigen muss. Es gibt doch einen deutlichen Unterschied zwischen Vorstandsposten und Vorstandsvorsitz. Ich bin heute nicht mehr nur für einen überschaubaren Bereich zuständig, sondern für die gesamte Bandbreite, für das Unternehmen als Ganzes. Das habe ich etwas unterschätzt.

Der neue AUA-Chef Alfred Ötsch galt als Nachfolger des langjährigen Siemens-Generaldirektors Albert Hochleitner, musste aber Ihnen den Vortritt überlassen. Nun sind Sie beide in einer Spitzenfunktion. Wer hat den dankbareren Job?

Ich denke, den habe ich. Siemens hat eine solide Basis. Natürlich müssen wir die Herausforderung VA-Tech-Integration meistern, aber die Konjunktur ist positiv und das Unternehmen steht gut da. Im Gegensatz dazu hat es die AUA sicher mit einer schwierigeren Situation zu tun und muss sich in einem schwierigeren Umfeld behaupten.

Ihr Vorgänger sagte in einem Interview, dass 300 Mio. Euro für die VA Tech Hydro zu wenig und 500 zu viel seien. Wie zufrieden sind Sie mit den 200 Mio. Euro, die der Verkauf der Wasserkraft- und Generatorensparte einbringen soll?

Woher wissen Sie, wie viel wir kriegen? Der Vertragsabschluss mit Andritz steht noch bevor. Außerdem, Herr Hochleitner ist ehrgeizig, aber er ging auch von einer anderen Voraussetzung aus. Damals glaubten wir, dass wir die VA Tech Hydro als Ganzes veräußern müssen. Die



Brigitte Ederer will die sieben Länder, für die Siemens Österreich zuständig ist, auf maximal zehn erweitern und einen gemeinsamen Wirtschaftsraum mit Kompetenzzentren etablieren. Foto: Andy Urban

Wettbewerbsbehörde forderte aber nur, dass im Wasserkraftwerksbau vier Produzenten bestehen müssten. Damit gehen Wasserkraft und Generatoren an Andritz, die Gas-Kombi-Kraftwerke bleiben bei uns. Das erklärt auch den möglicherweise niedrigeren Preis.

Sie haben dieser Tage einen Großauftrag der ÖBB an Land gezogen. Dürfen wir in Österreich eines Tages mit einer 430 km/h schnellen Magnetbahn wie in Shanghai rechnen?

Das würde mich freuen. Aber die Bahnverantwortlichen sprechen sich gegen ein völlig neues System aus. 200 bis 220 km/h reichen ihnen.

Wie flexibel ist ein Unternehmen, das eine eigene Straße und eine eigene Schnellbahnstation hat?

Wir sind so flexibel, dass wir uns sogar entschieden haben, den Großteil der Wiener Niederlassungen bis zum Jahr 2010 hier in der Siemens-City (21. Bezirk, Anm. d. Red.) zu bündeln. Aus meinem politischen Leben weiß ich natürlich, wie schwer es ist, einen Straßennamen zu bekommen. Wenn dies doch gelingt, dann glaubt die Politik daran, dass dieses Unternehmen solide dasteht. Das ist ein großer Vertrauensbeweis.

Welche Bedeutung hat der Standort Österreich als Brücke zu Zentral- und Osteuropa?

Die Osterweiterung war für Siemens Österreich mit Sicherheit ein Riesenvorteil. Meine

Vision wäre, dass die sieben Länder, für die wir zuständig sind, zu einem Wirtschaftsraum zusammenwachsen. Nicht: hier Österreich und dort die Kolonien. Meine Idee ist, die Kompetenz dort anzusiedeln, wo der größte Bedarf vorhanden ist: Zum Beispiel nutzte man in den ehemaligen kommunistischen Ländern Fernwärme, da sehe ich eine Chance.

Welche Kompetenz hat Österreich zum Beispiel?

Wien ist weltweites Kompetenzzentrum für Mautsysteme. Das wird auch so bleiben.

Sie sehen es als persönliche Herausforderung, nach der Niederlage bei der österreichischen LKW-Maut eine andere Maut zu gewinnen. Welche könnte das sein?

In den nächsten zehn bis 15 Jahren werden in allen Ballungsräumen Mauten kommen. Die Mittel sind knapp, eine Finanzierung über Steuern geht sich nicht mehr aus, also werden sich die Regierungen das Geld direkt von den Autofahrern holen.

Profitieren inländische Beschäftigte von Großaufträgen in den neuen Märkten?

Noch unterstützen wir bei Großprojekten mit Projektmanagement aus Österreich. Das wird aber bald nicht mehr notwendig sein, denn es gibt viele gut ausgebildete Mitarbeiter in den Regionen. Langfristige Beschäftigung soll das Zusammenwachsen zu einem

Wirtschaftsraum mit maximal zehn Ländern bieten, dessen Kompetenzzentren einen 80-Millionen-Einwohner-Markt bedienen können.

Wie viel Forschungs- und Entwicklungskompetenz wandert ins Ausland ab?

Herr Hochleitner ist vor etwa fünf Jahren zum Schluss gekommen, dass die Programm- und Systementwicklung (PSE) Kunden nicht mehr ausschließlich von Österreich aus bedienen kann. Heute arbeiten 52 Prozent der rund 6.000 PSE-Mitarbeiter im Ausland. Wir haben Standorte in Kroatien, Rumänien, Slowakei, Ungarn, Tschechien, Deutschland und Türkei, aber auch in China und den USA.

Welche Ihrer sieben Regionen wächst am schnellsten?

Gemessen am Bruttoinlandsprodukt (BIP) wächst Rumänien geringfügig stärker als die anderen sechs Länder. Interessant ist, dass dieser Wirtschaftsraum rasanter zulegt als die zehn neuen EU-Mitglieder. China ist mit über acht Prozent BIP einsame Spitze, danach kommen bereits die Regionen mit etwa fünf Prozent BIP. Was den Elektronikmarkt betrifft, so liegen wir in Österreich bei Wachstumsraten um sechs Prozent, in den Ländern sind es acht.

In Zentral- und Osteuropa haben Sie bei 150 Managern nur sieben Frauen, spricht: unter fünf Prozent. Gibt es von Ihrer Seite aus Bestrebungen, diese Situation zu verbessern?

Das Thema ist mir ein Anliegen, und ich möchte es bearbeiten. Als technikgetriebenes Unternehmen stehen wir vor einem doppelten Problem – sowohl bei Führungskräften als auch insgesamt beim Frauenanteil, der bei 20 Prozent liegt: Es gibt nur sehr wenige Absolventinnen technischer Studien- und Fachrichtungen, in der zentralen Verwaltung haben wir noch 45 Prozent Frauen, im Vertrieb sind es nur mehr 23 und in der Montage gar vier Prozent. Auf diesem niedrigen Niveau setzen wir auf und bemühen uns zumindest sehr darum, Mitarbeiterinnen bei der Kinderbetreuung zu unterstützen. Wir haben zwei Betriebskindergärten, bieten Teilzeitmöglichkeiten und Telearbeit an. Aber um die Situation langfristig zu ändern, müsste man das Potenzial vergrößern.

Public Relations sind ein Bereich, der zu zwei Drittel von Frauen besetzt ist. Warum haben Sie sich für einen männlichen Konzernsprecher entschieden?

Mich verbindet mit Harald Stockbauer ein absolutes Vertrauensverhältnis. Wir kennen uns seit seinem 16. und meinem 22. Lebensjahr. Fakt ist, er kann das schreiben, was ich mir denke. Stimmt nicht ganz, er hat vor Kurzem bemerkt, ich wollte als Kind Eisenbahnerin werden, tatsächlich war es Straßenbahnschaffnerin.

Albert Hochleitner hat ein Buch mit dem Titel „morgen – Wie smarte Technik unser Leben erleichtern wird“ verfasst. Welches Buch würden Sie schreiben?

Ich fürchte, keines, weil ich nicht schreiben kann. Aber falls doch, wäre es ein Roman über vier Menschen, die sich in einem Kaffeehaus auf einem internationalen Flughafen treffen. Ich erzähle die Geschichte dieser vier Personen. Lebensgeschichten finde ich spannend.

Wen wünschen Sie sich als Ghostwriter?

Harald Stockbauer.

Im Buch „morgen“ steht unter der Rubrik „übermorgen“, der nächste Bundespräsident wird „wieder eine Frau“. Sind Sie die Frau, auf die sich dieses „wieder“ bezieht?

Ich Bundespräsident? Sicher nicht. Ich komme langsam in ein Alter, indem ich an anderes denke als an eine neue Position.

Kommentar

Clemens Rosenkranz

Kriegslärm deckt
Versäumnisse zu

Die Fusionspläne in Europas E-Wirtschaft machen erneut deutlich, wie brüchig der Zusammenhalt in der EU geworden ist. Mit martialischem Vokabular geißelt die Regierung in Rom den von Paris praktizierten Protektionismus: Dabei ist auch Italien kein Waisenknabe, was protektionistische Reflexe betrifft. Da ist es schon mehr als vermessen, dass den römischen Wirtschaftsminister Giulio Tremonti das Zusammengehen der französischen Konzerne Suez und Gaz de France an die Lage am Vorabend des Ersten Weltkriegs im August 1914 erinnert.

Rom droht durch die Blume mit Krieg, nur weil der französische Deal den Suez-Übernahmeplänen der italienischen Enel den Todesstoß versetzt hat. Nebenbei: Enel ist ebenso wie Gaz de France ein Staatskonzern. Aber auch Frankreich spielt mit gezinkten Karten. Paris will in der E-Wirtschaft neben dem staatlichen Stromriesen Electricité de France mit dem Duo Suez und Gaz de France einen weiteren nationalen „Champion“ schaffen. Was man nicht dazu sagt: Dieser wäre ein Meister der Abschottung. Die EU hat auch postwendend eine strenge Prüfung angekündigt. Im Duell der Worte droht der gemeinsame Markt auf der Strecke zu bleiben. Die beiden romanischen Länder wollen offenbar das Prinzip eines Binnenmarkts auf dem Altar der nationalen Abschottung opfern. Anstelle nur die französische Fusion zu prüfen, sollte die Kommission gleich ihre gesamte Energiepolitik in den Mistkübel werfen. Denn trotz Liberalisierung ist bezüglich Energie kein Binnenmarkt entstanden. Weil die Energiemärkte an den Grenzen aufhören, ist ein solcher Kampf der Worte überhaupt erst möglich geworden. Die EU ist zum Opfer ihrer eigenen Liberalisierungsversäumnisse geworden. Alleine ein Fusionsstopp kann die Malaise auf dem EU-Energiemarkt nicht kurieren, sondern bloß die Symptome kurzfristig zum Verschwinden bringen.

Thomas Jäkle

Das Gespür für
die Zwischentöne

Bei 180 hochqualifizierten Jobs einfach nicht hinzuschauen, wie sie ins Ausland verschwinden oder gar gleich vernichtet werden, weil ein Unternehmer wie im Fall Bösendorfer gleich Tabula rasa macht, tut nicht so weh. Die Gewerkschaft, aber auch Eigentümer Bawag sind bei der Causa dennoch gefordert. Es geht neben dem Fortbestand darum, ein kulturelles Welterbe zu retten, das zu Wien gehört wie der Steffl. Und darin liegt die ökonomische Chance. Klingt vielleicht dramatisch übertrieben. Ist es aber nicht. Heerscharen von Künstlern – von José Carreras über

Lionel Richie bis Stevie Wonder – spielen auf Flügeln der Wiener Klaviermanufaktur. Anders als im Fußball oder in der Forschung ist Österreich hier unumstrittene Weltklasse. Und die gilt es zu bewahren. Schon einmal haben die Genossen den Bösendorfern Geld zugesteckt, als niemand mehr, auch nicht Banken, die sich bei der Hochkultur sonst immer in die erste Reihe stellen, investieren wollte. Dass danach die Klavierbauer ihr Geschäft nicht auf die Beine brachten und nun Verluste schreiben, könnte vielleicht gelinde gesagt an der Fehlbesetzung durch die Bawag liegen, wie auch Neo-Bawag-General Ewald Novotny einräumte. Wie beim Geigenbau ist das Geschäft der Klavierbauer ein Business, bei dem man auch die Zwischentöne kennen muss. Schlüsselpositionen mit Managern zu besetzen, die in der Papierindustrie erfolgreich waren oder im Vertrieb eines Software-Hauses gearbeitet haben, könnte der falsche Ansatz gewesen sein. Bösendorfer hat hochwertige Produkte, die sehr teuer sind, aber weltweit Abnehmer finden. Die Pflege von Beziehungen zu Händlern draußen in der Welt ist dabei so wichtig wie der Durchblick im Konzertbusiness. Und da heißt es wie überall klotzen und nicht kleckern, aber auch schauen, dass Bösendorfer in die richtigen Hände kommt und Wien erhalten bleibt.

Trotz Ärger zum Erfolg

In Österreich ein Unternehmen zu gründen, ist schwer, mühsam und oft sehr ärgerlich. Ist die Bürokratie überwunden, das Unternehmen positioniert, wird die weitere Finanzierung zum Spießrutenlauf.

Michael Gredenber

Wer wirklich Unternehmer sein und eine Firma hochbringen will, der schafft das auch. Ein Unternehmer unterscheidet sich vom Rest der Bevölkerung dadurch, dass er ein Chancen- und kein Problemdenker ist.

In den USA hat man es als solcher leichter und bringt sein Unternehmen im Vergleich zu Europa in derselben Zeit deutlich weiter. In den USA hätte Inode nach zehn Jahren nicht aus 300 Mitarbeitern bestanden, sondern aus 3.000. Ein Scheitern als Unternehmer hinterlässt in den USA, anders als in Österreich, nicht den Effekt eines lebenslänglichen persönlichen Makels und den Eindruck von unveränderbarer Unfähigkeit.

In Österreich kämpft man zunächst natürlich mit der Bürokratie. Ein Unternehmen zu gründen, ist entgegen anders lautender Darstellungen eine ziemliche Herausforderung, speziell dann, wenn man rasch Mitarbeiter beschäftigt. Beim Wort Betriebsrat klappern dem Jungunternehmer geradezu die Zähne. Schließlich impliziert dieses Wort, dass man sich nicht auf den Markt konzentrieren kann, sondern sich mit Arbeitsrecht und allem, was damit zusammenhängt, auseinander zu setzen hat. Nur: wenn man sich nicht auf den Markt konzentriert – speziell in den

ersten Jahren des Unternehmens – läuft man Gefahr, bald nicht mehr erfolgreich auf diesem Markt zu agieren. Denn in den Startjahren kommt es darauf an, die gesamte Kraft und Kreativität in das Kerngeschäft zu stecken und dieses zur Blüte zu bringen.

Rückzug der Großbanken

Hat man die Bürokratie halbwegs im Griff und entwickelt sich das Unternehmen gut, dann hat man sehr schnell vor allem eine große Sorge: die Finanzierung. Als bei Inode dieses Thema aktuell wurde, haben wir in gutem Glauben und bester Hoffnung alle großen Banken in Wien abgeklappert. Wir waren überzeugt, dass es für ein Unternehmen mit bereits merkbarer Marktpräsenz und Zukunftspotenzial kein großes Problem sein wird, einen Kredit zu erhalten. Falsch gedacht. Die Raika in Böheimkirchen war es, die schließlich die notwendige Finanzierung gewährte. Sie hat uns und unsere Pläne ernst genommen.

Ernst genommen und mit Respekt bedacht zu werden, ist etwas, auf das man als Unternehmer in Österreich nicht zählen darf. Solange man nicht ein Mindestmaß an Renommee erreicht hat, wird man wohl eher bemitleidet als bewundert. Inode wurde vom Hauptkonkurrenten Telekom Austria sehr lange Zeit

nicht ernst genommen. Das hat unserer Entwicklung sehr geholfen. Denn wir haben in aller Ruhe all das realisiert, was man uns sowieso nie zugetraut hat. Der Wind auf dem Markt wurde wesentlich eisiger für uns, als man uns nach langer Zeit doch als ernst zu nehmenden Mitbewerber wahrgenommen hat. Allerdings haben wir entsprechende Reaktionen auch als Kompliment und Bestätigung unseres Erfolges verstanden.

Was kann man jemandem raten, der in Österreich ein Unternehmen gründet? Aus meiner Sicht nur eines: Just do it. Just do it – ohne die Meinung der Problemdenker zu berücksichtigen, ohne die Meinung von Beratern einzuholen, ohne zu große Selbstzweifel und ohne zu ausgeprägten Perfektionismus. Denn schließlich ist niemand perfekt – man sollte sich selbst erlauben, Fehler zu machen und daraus zu lernen, ohne gleich die Flinte ins Korn zu werfen.

Der Autor Michael Gredenber hat mit seinem Partner Peter Augustin 1996 den Internet Provider Inode gegründet. Im Jänner 2006 haben die beiden zusammen mit dem Finanzierungsunternehmen Global Equity Partner das Unternehmen an UPC Telekabel verkauft. Die beiden 30-Jährigen haben für ihre Anteile je 20 Mio. Euro erhalten.

Karikatur der Woche



„Unternehmensgründer“ scheitern oft an Banken und Bürokraten.
Letzter Ausweg: Pension Mama.

Zeichnung: Kilian Kada

Dossier Wandel

It's Time for a Change

Der anhaltende Wandel im heutigen Business bewirkt einen Zwang zur ständigen Erneuerung der Organisationsstruktur. Kosten müssen runter. Märkte ändern sich. Veränderungsprozesse, die irritieren können.

Die Zeiten werden rauer. Der Kampf um Marktanteile wird härter. Aber auch dynamischer: Wachstum und Rückgang wechseln in schnelleren Zyklen. Und als einzige Konstante bleibt uns bald wohl nur noch: die Veränderung.

Man kann dies optimistisch betrachten: als täglich uns zuwachsende Fülle neuer Chancen, als erfrischenden Wandel, als Wind, der den penetranten Mief abgestandener Business-Konventionen wegfeht. Frei nach Goethes Faust: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Oder aber man begegnet der permanenten Veränderung mit Skepsis: So schlecht war das Bisherige, das Gewohnte nun auch nicht. Und: Wie lange werden wir das durchhalten, wenn hinter jedem erfolgreich erklimmenen Gipfel schon wieder der nächste Berg als Herausforderung auf uns wartet? Vielleicht sollten wir besser das Erreichte absichern und genießen?

Notorische Pessimisten bemühen für ihre Sicht auf das Phänomen des ständigen Wandels gar den alten Mythos von Sisyphos: Kaum hat diese von den Göttern bestrafte Kreatur den schweren Stein den Hang hinauf geschleppt, rollt dieser prompt wieder zu Tale. Und noch einmal – und wieder. Und noch einmal – und wieder: ein absurder Prozess, der den Zyklen der modernen Wirtschaft in Wahrheit nicht ganz unähnlich zu sein scheint, mutmaßt so mancher Zyniker.

Wie dem auch sei: Veränderung ist jedenfalls angesagt. Der Veränderung kann man sich nicht ungestraft entziehen. Die Aktionäre fordern zwecks optimaler Kursentwicklung eine gloriose Zukunft. Der Druck des Marktes lässt die Firmen ständig einen kalten Hauch im Nacken spüren. Der globale

Wettbewerb kennt keine Atempausen. Und um all dem erfolgreich zu begegnen, braucht fast jedes Unternehmen eine modernere Strategie, eine robustere Organisation, neue Produkte und Technologien. Und dies immer wieder. Und immer wieder.

„Aus diesem Zwang zur Bewegung hat sich inzwischen ein eigenes Business entwickelt, die Gestaltung des Wandels. Oder – in vielen Ohren wohlklingender: Change Management.“ Ein Zitat aus der jüngsten und bislang genauesten Studie, welche sich unter dem Titel „Veränderungen erfolgreich gestalten. Change Management 2005“ mit den aktuellen Bedingungen und Konsequenzen des ständigen Wandels in der Wirtschaft kritisch auseinandersetzt. Das Team rund um Martin Claßen, Vice President der Berater-Organisation Capgemini, konnte in präzisen Befragungen von repräsentativ ausgewählten 114 Führungskräften aus Deutschland, Österreich und der Schweiz sowohl die Chancen als auch die Gefahren von Veränderungsprozessen erstmals erfassen.

Österreich tickt anders

Die erhobenen Fakten zeigen den enorm hohen Stellenwert, der von den befragten Führungskräften dem Change Management zugeschrieben wird: Für 84 Prozent ist dies aktuell ein wichtiges Thema.

In einem Ausblick auf das Jahr 2010 hat sich dieser Stellenwert noch gesteigert: 96 Prozent der Befragten erwarten eine bedeutsame Rolle von Change Management. Als Ausreißer nach unten zeigt sich lediglich Österreich, wo derzeit noch jeder dritte Manager das Thema als weniger wichtig einschätzt. Ein Stellenwert, der sich jedoch in der Sicht auf die kommenden Jahre auch bei den österrei-



Illustration: Carla Müller, www.carla-m.com

chischen Führungskräften deutlich erhöht. Als besonders veränderungsbewusste Branchen erwiesen sich Energie/Versorger, Elektronik, Informationstechnologie sowie Banken und Versicherungen.

So weit gespannt der Begriff „Change Management“ auch bleibt, die Anlässe und Gründe für Veränderungen in Unternehmen sind hingegen klar identifizierbar: Mit weitem Abstand (71 Prozent) ist Restrukturierung/Reorganisation die Hauptursache

für „Change“, gefolgt von Kostensenkungsprogrammen/Rightsizing (42 Prozent) und einer veränderten Unternehmensstrategie (41 Prozent). Mergers & Acquisitions sowie veränderte Marktstrategie spielen mit 37 beziehungsweise 30 Prozent ebenfalls noch eine größere Rolle, dahinter wird nur noch die IT-Innovation sowie die Internationalisierung (jeweils mit 23 Prozent) als Anlass für größere Veränderungen im Unternehmen häufiger genannt. Beim

differenzierenden Blick auf die drei Länder zeigt sich erneut, dass Österreich „anders“ ist: Die Kostensenkung hat mit nur sieben Prozent eine sehr geringe Relevanz für Change-Prozesse, auch die Rolle von Mergers präsentiert sich weit unterproportional (21 Prozent). Im Kontrast dazu ist die Internationalisierung mit 36 Prozent ein extrem wichtiger Grund für gezielte Veränderung.

Fortsetzung auf Seite 26

Dossier – Wandel

Veränderung: Angst essen Seele auf

Erfolgreiches Change Management soll die Mitarbeiter nicht verunsichern, sondern will sie zu profitablen Innovationen motivieren. Ultra-coole Zampanos der Vorstandsebenen sind in diesem Prozess meist weniger gefragt.

In Zeiten wie diesen – also in Zeiten ständiger Veränderung – ein Top-Manager zu sein, ist kein leichtes Schicksal. Zugegeben, ein durchaus lukratives. Aber eben kein leichtes. Josef Ackermann weiß ein Lied davon zu singen: Seit vier Jahren ist er Chef der Deutschen Bank, vor Kurzem wurde er für eine weitere kurze Amtsperiode wiederbestellt. Die angloamerikanische Presse feiert ihn als Lichtgestalt, die *International Financial Review* kürte die Deutsche Bank unter seiner Führung zweimal zur „Bank of the Year“. Das deutsche *Managermagazin* hingegen wirft ihm knallhart vor, die Bilanzen seiner Institution „schöngerechnet“ zu haben. Und analysiert, wie Ackermann unter anderem mit gezieltem Verschern von bankeigenem Familiensilber, mit Jobkürzungen und Aktienrückkäufen eine Eigenkapital-Rendite von 25 Prozent vor Steuern sowie einen gestiegenen Börsenkurs erzielen konnte.

Nun, wie man zu Josef Ackermann auch stehen mag, ob positiv oder auch negativ: Er repräsentiert jedenfalls einen Typus

von Top-Manager, der sehr erfolgreich mit schnellen Veränderungen umzugehen weiß. Der daraus den maximalen Vorteil für seine Aktionäre herauszuholen versteht. Den Typus des knallharten Change Managers, der nicht lange fackelt und genau dafür von Investoren und Börsianern gefeiert wird. Als populärer Sympathie-Träger hingegen kann er sich nicht mehr profilieren, nachdem er als Mitangeklagter im Mannesmann-Prozess erneut vor Gericht muss. Und ob seine Aktivitäten eher mittelfristiges Blendwerk oder wirksame Strategie waren, wird sich wohl erst in Zukunft mit Sicherheit erweisen.

Motivation statt Härte

Dennoch: Trotz seiner Erfolgsbilanz würde Ackermann wohl von keinem Experten für unternehmerischen Wandel als Idealtypus für einen Change Manager gesehen werden. Und dies nicht zuletzt deshalb, weil etwas stärker als im Bank-Sektor der finanzielle Erfolg des Unternehmens in vielen anderen Branchen auf Gedeih und Verderb von der Motivation, der Einsatzbereitschaft sowie dem Wissen und der Krea-



Deutsche Bank-Chef Josef Ackermann kann sich an die unterschiedlichsten Situationen rasch anpassen. Foto: DPA/EPA

ktivität der Mitarbeiter abhängt. Für einen in steter Veränderung befindlichen Markt konkrete Produkte für den Markt entwickeln oder Dienstleistungen den Kunden probat anzubieten, das stellt spezifisch andere Anforderungen an gelungenes Change Management.

Kühl kalkulierte Härte ist jedenfalls in diesem Kontext nicht die wichtigste Eigenschaft einer Führungskraft, die Veränderungsprozesse initiieren oder begleiten soll, weiß der deutsche Change-Berater Stefan Mühleisen: „Die Auslöser des Wandels in den Vorstandseta-

gen vernachlässigen regelmäßig ein elementares menschliches Grundgefühl, das in Zeiten der Veränderung zuschlägt: die Angst vor neuen, ungewohnten Arbeitsbedingungen und vor Überforderungen. Denn: Zwingend notwendige Entwicklungen brauchen alles andere als verunsicherte Mitarbeiter.“

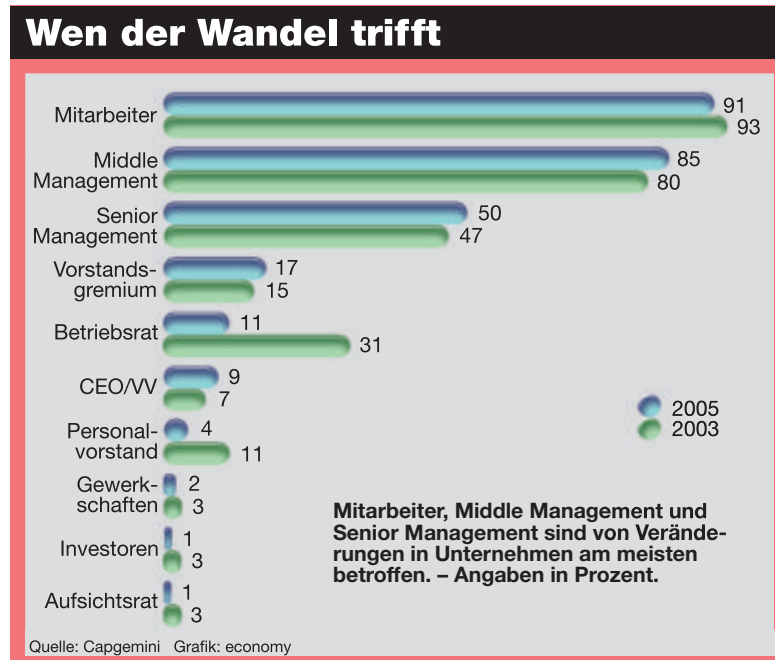
Eine Kerbe, in die auch Herbert Weinreich, Lehrbeauftragter für Innovation und Change Management an der International Business School ZfU im Schweizer Thalwil schlägt: „Es sind hier Verhaltensweisen, Methoden und Organisationsstrukturen erforderlich, die nicht Ängste provozieren, sondern die lustvolle Auseinandersetzung fördern, Wandel, Unsicherheit und die damit verbundenen Lebensängste als Chance erleben zu lernen.“ Weinreich belegt seine etwas grün-naiv wirkende Aussage mit konkreten Fakten aus der industriellen Produktentwicklung: „Wir müssen bei der Begleitung von Bewertungsprozessen neuer Produktalternativen häufig feststellen: Je größer die innerbetrieblichen Verlustängste der Beteiligten sind, desto eher wird ihre Neigung erkennbar, sich in harmlose, leicht umzusetzende Produktverbesserungen zu flüchten statt an riskanten, aber attraktiven Innovationen zu arbeiten. Eine Fehlhaltung, die allzu oft die Zukunftschancen auf dem Markt leichtthin verspielt.“

Fortsetzung auf Seite 27

Fortsetzung von Seite 25

Dennoch: So sehr diese Zahlen belegen, wie unvermeidlich sich die bewusste Gestaltung von Veränderung im aktuellen Business-Leben aufdrängt, so irritierend gering bleibt die derzeitige Erfolgsquote der initiierten Change-Prozesse. Das zeigt eine andere Untersuchung, durchgeführt von Dietmar Vahs, Professor für Betriebswirtschaft an der Fachhochschule Esslingen, die nachweisen konnte, dass mehr als 50 Prozent der Veränderungsprozesse in Unternehmen nicht zum gewünschten Ziel führen. Auch die Capgemini-Studie ergab, dass unzulänglich durchgeführte Veränderungsprojekte einen durchschnittlichen Rückgang der Produktivität von 21 Prozent bewirken. Plastisch ausgedrückt: Jeder fünfte Mitarbeiter wird durch ein missglücktes Change Management zum Totalausfall.

Die Ursachen dafür sind vielfältig, so die befragten Führungskräfte: Sie reichen von unzureichender Information über laufende Prioritäten und



erwartete Ergebnisse über ineffizientes Arbeiten aufgrund von Unkenntnis über den Veränderungsprozess bis hin zu bewusster Opposition, in letzter Konsequenz sogar zu entnervter Kündigung. Zudem offenbaren sich hier dezidiert nationale Eigenheiten: Deutsche Manager und Mitarbeiter reagieren gerne mit Opposition, Schwei-

zer kündigen überproportional „gerne“ – und Österreicher zeigen sich demotiviert, wenn sie im Prozessverlauf unzulänglich informiert werden. Der Capgemini-Experte Martin Claßen bringt all diese Tendenzen ironisch auf den Punkt: „Change Management lebt davon, dass viele Menschen nicht so wollen, wie sie sollen.“

Warum wohl so viele „betriebliche Mitmenschen“ den vielfältigen Change-Prozessen eher negativ gegenüberstehen? Weil sie in Summe von den Veränderungen am meisten betroffen sind. Die Mitarbeiter zu 91 Prozent, die Middle Manager zu 85 Prozent und das Senior Management zu 50 Prozent. Die Top-Ebene hingegen leitet den Wandel zwar ein, ist aber von den (bisweilen unliebsamen) Konsequenzen kaum berührt: Aufsichtsrat, Investoren, Personalvorstand, Geschäftsführer – allesamt werden mit einer Quote von weniger als zehn Prozent von den Auswirkungen der Veränderung tangiert.

Management-Stil fragwürdig

Sie agieren somit aus einer geschützten Zone heraus, ein kontraproduktives Faktum, das so manchen unglaublich werden lässt, meint der Capgemini-Mann Claßen: „Es scheint immer mehr zum akzeptierten Management-Stil zu gehören, bei Veränderungsvorhaben die Interessen und Bedürfnisse der Belegschaft auszublenden. Investment Banker machen dies bereits seit Langem vor: Die Due Diligence etwa

bei Akquisitionen kümmert sich um Bilanzen und Märkte, nicht aber um diejenigen, die später dann Synergien heben sollen.“ Nur logisch, dass die Ignoranz gegenüber den am meisten Betroffenen diese zu Negativhaltungen gegenüber Veränderungen animiert: Während vom CEO über den Vorstand bis hin zu den Investoren allesamt begeistert den Wandel einläuten, kippt die Stimmung bereits beim Middle Management in kritische bis ablehnende Grundhaltungen. Und schlägt bei den Mitarbeitern dann vollends in eindeutig negative Einstellungen um. Ein Sachverhalt, den die Autoren der Studie trocken kommentieren: „Wahrscheinlich lässt sich über Reformen leichter entscheiden, wenn man nicht davon betroffen ist.“

Der logische Schluss liegt wohl auf der Hand: Das heute übliche „Change Management“ benötigt wohl selbst einen deutlichen Wandel, damit seine ehrgeizigen Zielvorgaben auch mit Erfolg erreicht werden. Wie lautete doch Bill Clintons Wahlslogan? It's Time for a Change!

Jakob Steuerer
www.at.capgemini.com

Dossier – Wandel

Fortsetzung von Seite 26

Und der Verlustängste gibt es in einem Change-Prozess sehr viele: den Verlust an Status, an Image, an Spielräumen, an Aufstiegschancen, an Kompetenzen. Eine gelungenes Veränderungsmanagement muss genau hier ansetzen, betont Weinreich: „Um mutige Produkterfolge in unsicheren, dynamischen Märkten zu erzielen, ist mit angstausslösenden Paradigmen zu brechen. Denn: Eine Nullfehler-Kultur führt im Innovationsumfeld häufig zu einer Nullbock-Kultur. Ein Teufelskreis beginnt sich damit zu drehen, der oft zur Lähmung der Innovationskraft führt.“ Ein Unternehmen, das den inneren Wandel bewusst forciert, damit es für die äußeren Bedingungen schnell aufeinander folgender Marktbedingungen fit wird oder bleibt, benötigt daher unverzichtbar und auf allen Ebenen Führungskräfte mit einigen wichtigen Kompetenzen.

Der ideale Change Manager

Welche dies sind, analysierte wiederum eine aktuelle Studie von Capgemini: „Veränderungen erfolgreich gestalten. Change Management 2005“, bei der mit Veränderungsprozessen vertraute Führungskräfte systematisch und repräsentativ befragt wurden: Als Top-Priorität ergab sich dabei die Kommunikationsfähigkeit (64 Prozent), dicht gefolgt von Zielorientierung (49 Prozent), Konfliktfähigkeit, Motivationsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen (44 Prozent). Dieses Kompetenzprofil macht deutlich, dass ein idealer Change Manager den Prozess gut zu begleiten versteht, indem er durch klare Informationen die skeptischen Attitüden immer wieder ausräumen kann. Dass er motiviert und dabei den Fokus auf die avisierten Ziele beibehält. Und keineswegs konfliktstreu agiert: gegenüber opponierenden Mitarbeitern – und auch gegenüber jenen Vorgesetzten, welche den Prozess aus diversen egoistischen Gründen zu lähmen versuchen.

Zugleich macht die zitierte Studie klar, dass bei dem Idealbild eines Change Managers der Akzent eher auf „Change“ denn auf „Manager“ zu setzen ist: „Verantwortlich sind am Ende des Tages andere, was sich am nachrangigen Stellenwert von Entscheidungsfähigkeit (15 Prozent) und Delegationsfähigkeit (vier Prozent) zeigt. Nicht unwichtig sind hingegen Aspekte der Glaubwürdigkeit wie authentisches Auftreten (29 Prozent), Vertrauenswürdigkeit (27 Prozent) und fehlende Angst vor Hierarchien (25 Prozent).

Last but not least: Ein weiterer interessanter Widerspruch wird offenkundig, wenn die Capgemini-Studie die real verwendeten mit den als wünschenswert erachteten Tools zum Change Management vergleicht: Während in der aktuellen Realität

das gewohnte Instrumentarium wie Workshops, Projektmanagement, persönliche Kommunikation und Entwicklung der Führungskräfte mit deutlichem Abstand vorherrschen, rangieren in der Vorstellung der Befragten spezifisch andere wünschenswerte Instrumente ganz weit vorn. Denn: Als absolute Top-Prioritäten sehen die befragten Change Manager Visionsentwicklung und Lernende Organisation, beides Werkzeuge, die in der heutigen Business-Wirklichkeit wegen ihrer Komplexität eher noch sehr verein-

zelt zur Anwendung kommen. Vielleicht sollte uns das Stichwort „Vision“ aufhorchen lassen: Kann es nicht sein, dass die Befragten (aus einer kosmischen Ahnung heraus) in der Tat den Schlüssel für die nächste und wirksamere Form des Change Management benannt haben?

Der Vordenker Luc de Brabandère, im Zivilberuf Vice President der Boston Consulting Group, scheint davon tiefst überzeugt zu sein, wenn er analysiert: „Die Geschwindigkeit der Veränderung hat sich weiter beschleunigt. Um wirksam und

schnell reagieren zu können, ist Kreativität enorm wichtig. Es genügt nicht mehr, nur innovativ zu sein. Natürlich sollte ein Unternehmen ständig Neuerungen vornehmen. Kreativität ist aber mehr: Sie setzt das Vorhandensein einer neuen Vision voraus – eine grundlegende Veränderung der Wahrnehmung, wie die Dinge sind und wie sie sein sollten oder könnten. Die Dinge müssen in einem völlig neuen Licht, aus einer neuen Perspektive betrachtet werden. Unternehmer verwechseln leider oft Innovation und Kreativität, weil sie zu

viel agieren und nicht genügend über ihr Handeln nachdenken.“ Für den Strategieberater de Brabandère Grund genug, genau diesem für jede gelungene Veränderung maßgeblichen Kontext sein jüngstes Buch zu widmen: „The Forgotten Half of Change“. Aber das ist wieder eine andere Geschichte. Und ganz gewiss keine Mainstream Story wie der (mutmaßliche) Wandel der Deutschen Bank durch Josef Ackermann.

Jakob Steuerer

www.at.capgemini.com
www.manager-magazin.de

Veranstalter → Cmk. + derStandard.at
DER STANDARD | FIM4

www.cyberschool.at

cyberschool

Einladung zum größten SchülerInnen-Wettbewerb für Neue Medien!

Private Partner → APA + Microsoft | ÖBB + SMS

Public Partner → BWA + bm:bwk

Alle Infos und Anmeldung unter www.cyberschool.at oder Cyberschool-Office, Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien

T (01) 532 61 63-13

Dossier – Wandel

Einer geht, zwei bleiben, einer kommt

Die Austrian fliegt schweren Zeiten entgegen. Vagn Sørensen tritt ab. Die Effizienz der österreichischen Fluglinie soll gesteigert werden. Der Ex-Siemens-Manager Alfred Ötsch soll wieder für Lust und Gewinne sorgen.

Ich werde bleiben“, erklärte Austrian-Finanz-Chef Thomas Kleibl auf Anfrage von Journalisten. Aber auch Marketing-Vorstand Josef Burger will bis ins Jahr 2009 seinen Vertrag erfüllen. Kleibl hatte anlässlich der Bilanz nicht gerade eine frohe Botschaft zu verkünden.

Die Airline ist nämlich im Jahr 2005 wieder im Minus gelandet – trotz deutlicher Steigerungen etlicher Kennziffern. Die Austrian hat nach einem Jahresgewinn von 48,4 Mio. Euro im Jahr 2004 im Vorjahr einen Verlust von 129,1 Mio. Euro eingeflogen. Die Austrian Airlines stehen am Scheideweg.

Die Zeichen bei der Austrian mit ihren 8.230 Mitarbeitern stehen nicht auf Sturm. Der mächtige Betriebsrat hüllt sich trotz des schlechten Ergebnisses noch – vielleicht gerade deswegen – in Schweigen, weil in der Vergangenheit unterschiedliche Rationalisierungsmaßnahmen am Veto der Personalvertretung scheiterten. Was allerdings nicht alleine der Grund für den Absturz ist.

Kritik am Vorstand

Viele Austrian-Mitarbeiter, die in der Vergangenheit zu mehr Produktivität vergatert wurden, fragen sich, ob das hochbezahlte Management überhaupt noch die Zügel im Griff hat – trotz Schuldenabbau von 2,7 Mrd. auf 1,79 Mrd. Euro seit 2001. „Was macht jemand, der gut eine Million Euro im Jahr verdient, Mitarbeiter zu mehr Produktivität verdonnert und nach vier Jahren eine miserable Bilanz hinterlässt, obwohl er als Erbsenzähler gilt“, kritisieren Austrian-Mitarbeiter Vorstandschef Sørensen.

Die Verantwortung für das Desaster im Jahr 2005 hat Vagn Sørensen übernommen. Er tritt

zum 1. Mai 2006 zurück. Sein Vertrag läuft noch bis Oktober 2006. Er wird aber Anfang Mai die Geschäfte an Alfred Ötsch übergeben, der von Siemens ins dreiköpfige Führungscockpit wechselt. Ötsch, der im Aufsichtsrat der Airline gesessen ist, gilt zwar nicht als ausgesprochener Luftfahrtexperte, dennoch bekommt er zumindest von der Belegschaft Vorschusslorbeeren – nicht nur weil er bei Siemens Karriere gemacht hat. „Er ist Österreicher und versteht vielleicht die Anliegen der Mitarbeiter besser“, heißt es in der Belegschaft. Doch mit dem Rot-weiß-rot-Patriotismus alleine wird Ötsch die Austrian genauso wenig aus der Verlustzone führen oder gar zu einer schlagkräftigen Airline machen. Genauso wenig wird es helfen, die Zahlen gut zu reden.

Un-Friendly Austrian

Umsatz und Betriebsgewinn wurden nach Angaben der Austrian-Vorstände überproportional gesteigert, der Nettogeldfluss aus der operativen Tätigkeit deutlich erhöht, und beim Verkehrszuwachs und den Marktanteilsgewinnen konnte ebenso ein zweistelliges Wachstum verbucht werden. Und die Focus East-Strategie habe ebenfalls deutliches Wachstum gebracht, lauteten die Ausführungen der Vorstände Kleibl und Burger.

Höhere Mathematik, will man meinen. Bei so vielen positiven Zahlen müsste unterm Strich doch noch was übrig bleiben. Mitnichten. Ein massiver Anstieg der Treibstoffpreise und auch Überkapazitäten haben das Ergebnis schlussendlich ins Minus gedreht. Insbesondere das erste Quartal 2005 habe das Ergebnis ordentlich verhalet. Die Treibstoffhöhungen schlugen mehr zu Buche als



Vagn Sørensen legt zum Tag der Arbeit am 1. Mai bei der Austrian den Taktstock aus der Hand. Sein Nachfolger Alfred Ötsch muss die Kosten senken, aber auch die Mitarbeiter motivieren. Foto: A. Urban

die Ausfälle durch die Terrorattacke vom 9. September 2001 und die Sars-Epidemie.

Und wenn dann noch Unpünktlichkeiten – zum Beispiel Verspätungen um bis zu acht Stunden auf profitträchtigen Strecken – auftreten und die einst gerühmte Servicequalität im Flugzeug oder bei der Abfertigung auf der Strecke bleibt, verlieren die Austrian Airlines auch die Glaubwürdigkeit, die sie einst ausgezeichnet hat.

In puncto Verspätung sei die Austrian im Mittelfeld. Das Image der „Friendly Austrian“ sei nicht zuletzt aufgrund des massiven Sparkurses schwer ramponiert, behaupten Insider.

Parallelen zur Swissair

Eine Aufgabe des neuen Austrian-Vorstands Ötsch wird auch sein, dass er die Motivation der Mitarbeiter wiederherstellt. Was nicht so einfach werden wird. Der scheidende Austrian-Chef Sørensen hat angekündigt, dass Ötsch vom eingeschlagenen Weg, die Produktivität zu steigern, nicht abweichen werde.

Zwei ähnliche Rettungsversuche hatte die einst renommierte Swissair binnen nur drei Jahren hinter sich gebracht. Vergebens. Die Eidgenossen wurden von der Deutschen Lufthansa im März 2005 geschluckt. Die Schweizer lebten zu lange von ihrem exzellenten Ruf, ohne die veränderten Bedingungen des Marktes respektieren zu wollen.

Dieses Schicksal droht nun der Austrian. Die heimische Airline, an der die Republik Österreich über die ÖIAG mit 39,7 Prozent beteiligt ist, droht langsam, aber sicher zum billigen Übernahmekandidaten zu werden. „Wenn die Entwicklung so weitergeht, ist das Kapital in spätestens zwei Jahren aufgezehrt“, erklärt Finanzchef Thomas Kleibl.

Der Austrian könnte somit das gleiche Schicksal drohen wie der Swissair: von der Lufthansa geschluckt zu werden. Der aus Österreich stammende Lufthansa-Chef Wolfgang Mayrhuber schweigt eisern zum Thema. Womit man aber nicht hinter dem Berg hält, ist die verstärk-

te Flugtätigkeit in Richtung Osten. Und genau dort setzt die Lufthansa zum Kampf gegen die Austrian an.

Um die Rolle auf dem Sekundärmarkt über Wien in Richtung Osten auszubauen und verstärken zu können, braucht die im internationalen Vergleich eher kleine Austrian à la longue einen starken Partner. Wer das sein wird, wird sich in den kommenden Monaten weisen. Bis dahin hat man das „Turnaround im Turnaround-Programm“ verordnet, um die für das Jahr 2006 anvisierte schwarze Null wieder zu erreichen.

„Leider ist es nicht gelungen, das positive Ergebnis des Vorjahres zu wiederholen“, erklärte der scheidende Sørensen. Gegenüber *economy* meinte der Däne, die Wahrscheinlichkeit, dass er weiterhin in der Luftfahrt tätig bleibt, liege bei „unter 50 Prozent“. Ebenso soll Austrians Charter-Marke Lauda Air noch heuer verschwinden, heißt es bei Insidern. Aber das ist ja eine andere Geschichte.

Thomas Jäkle

economy 
 Wochenzeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft www.economy.at

economy Jahres-Abonnement: 50 Euro – abo@economy.at

Leben

Hürdenlauf: EU-weit schafft es nur ein Drittel der Frauen ins Management

Zwischen Heim und Herde

Weibliche Führungskräfte müssen sich doppelt gut organisieren. Wenige bleiben im Rennen.

Rita Michlits

Sie hat fünf Kinder, einen Mann, die Verantwortung für ein Team und ein Haus im Südburgenland. Tina Reisenbichler ist eine der wenigen Frauen, die freiwillig ein technisches Studium absolviert haben. Die 44-Jährige ist auch die einzige weibliche Führungskraft in der Geschäftsleitung von T-Systems Austria. Dabei macht der Dienstleister für Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) in Sachen Frauenquote gar keine schlechte Figur. Insgesamt liegt das Unternehmen bei 17 Prozent weiblichen Führungskräften. Das ist viel für die IKT-Branche.

Der aktuelle Gleichstellungsbericht der EU-Kommission geht davon aus, dass 32 Prozent aller Manager-Posten in den Mitgliedsländern mit Frauen besetzt sind. Die Quote vermindert sich bei den Vorstandsmitgliedern auf zehn, an der Firmenspitze gar nur auf drei Prozent. Nach wie vor verdienen Frauen um 15 Prozent weniger als Männer. Das sei „unannehmbar hoch“, moniert die Kommission.

Industrie ohne Top-Ladys

Das Frauenministerium hat österreichische Betriebe mit mehr als 50 Mitarbeitern untersucht. Dieser brandneuen Studie zufolge sind in österreichischen Mittel- und Großbetrieben knapp elf Prozent der Aufsichtsräte, 5,8 Prozent der Vorstände und 13,5 Prozent der Geschäftsführer weiblich. Weitere elf Prozent besetzen die höchste Führungsebene. An den EU-Schnitt reicht die Quote auf Abteilungsleiter-Ebene (32,5 Prozent) heran.

Mit 49 und 45 Prozent sitzen im Handel und im Tourismus die meisten Frauen in Spitzenpositionen, in der Industrie sieht es mit zwölf Prozent besonders trist aus, dicht gefolgt von der Sparte Transport und Verkehr (14 Prozent). In beiden Branchen sind Frauen insgesamt unterdurchschnittlich vertreten. In Banken und Versicherungen liegt der Anteil der Managerinnen bei 20 Prozent, in der Information und Beratung bei 23. In letzteren Bereich fallen unter anderem Informations- und Telekommunikations-Unternehmen, den IKT-Frauenanteil im oberen Management hat die Studie nicht näher ausgeführt.



Der Balanceakt zwischen Familie und Karriere gelingt Managerinnen nur, wenn alle mithelfen. Der Trend zu immer längeren Arbeitszeiten verschärft die Situation. Foto: OTS, Martin Hassler

Gravierende Unterschiede gibt es sowohl in den Branchen als auch bezüglich der Aufgabenbereiche. So verantworten in 52 Prozent der Fälle Damen das Human Resources Management, auf Deutsch Personalwesen. Auf einen Führungskräfte-Anteil von knapp 40 Prozent kommen die Frauen in Buchhaltung und Controlling, Public Relations und Werbung, in der allgemeinen Verwaltung sowie in Marketing und Vertrieb. Die IT managen hingegen nur 7,3 Prozent Frauen. Dieses Berufsfeld bildet damit das traurige Schlusslicht und ist nach wie vor fest in Männerhand.

Die wenigen Technikerinnen und Frontfrauen der IKT-Unternehmen werden denn auch allorts ins Rampenlicht gerückt. So kürte die Initiative Femtech (www.femtech.at) die Informatikerin Sabine Fleischmann zur Expertin des Monats Februar. Fleischmann arbeitet seit neun Jahren bei Microsoft Österreich und sitzt in der Geschäftsführung des Software-Unternehmens. Jurorinnen von Femtech sind unter anderem Silvia Buchinger, Personalchefin von HP, und Monika Kircher-Kohl, Finanzvorstand von Infineon Österreich. Wo immer es um Frauennetzwerke geht, taucht der Name der zweifachen Mutter und ehemaligen Villacher Vizebürgermeisterin auf.

Auch Tina Reisenbichler von T-Systems engagiert sich für Frauen und will sie aus ihrer zurückhaltenden Rolle herauslocken. Die Leiterin des Bereichs

Fertigungsindustrie ist seit 2005 Präsidentin des internationalen Frauennetzwerks EWMD (European Women's Management Development, www.ewmd.org), das etwa 800 Mitglieder umfasst.

Den ganzjährig von sechs bis 18 Uhr geöffneten Betriebskindergarten am Firmenstandort T-Center hat sie für ihre fünf Kinder nicht gebraucht. Reisenbichlers Geheimnis: „Ich habe vier Kinder gehabt, bevor ich ins Berufsleben eingestiegen bin. Als unsere Jüngste auf die Welt kam, blieb mein Mann bei ihr zuhause.“

Früh Kinder bekommen

Schon während ihrer Studienzeit holte sich die Mathematikerin ein Kindermädchen, das auch gleich im Haushalt mithalf. Reisenbichler ist ein klassischer Fall von Entweder-oder-er-macht-Karriere. „Mein Mann hat Arbeit, ist aber kein Karrieremensch“, sagt sie zu *economy*. „Er beginnt zeitig in der Früh, ist aber ab vier am Nachmittag zuhause.“ Die Unterstützung, die Großfamilie, Ehemann und Babysitter boten, erlaubten es Reisenbichler, ihre Kinder erst im Alter von drei Jahren in den Kindergarten zu schicken. „Inzwischen schauen die Großen auf die Zehnjährige“, erzählt sie. Eine der Töchter hat die Managerin bereits zur Großmutter gemacht. Dass Reisenbichler bei einer 60-Stunden-Woche nicht so aushilft, wie es ihre eigene Mutter tat, steht auch fest. Ohne gutes Netzwerk gehe es jedenfalls

nicht, weiß sie: „Doch die Zeit, in der Kinder einen brauchen, ist aufs Leben bezogen ziemlich kurz. Das kann man organisieren.“

IBM hat die Vereinbarkeit von Karriere und Familie seit 2004 in der Betriebsvereinbarung verankert. „Darin steht etwa, dass die Möglichkeit des kurzfristigen Zeitausgleichs bei schulautonomen Tagen besteht, oder dass Meetings nicht vor neun oder nach 17 Uhr stattfinden dürfen“, erzählt Human Resources-Managerin Martina Gramel. Gramel ist Gleichbehandlungsbeauftragte und Mitglied im Austrian Women Leadership Forum. Seit Gründung dieser Plattform im Jahr 1999 konnte der Frauenanteil im IBM-Management „von zehn auf knapp 20 Prozent“ gesteigert werden, berichtet sie. Für das Engagement von IBM, Mitarbeiterinnen zur Förderung und Orientierung eine Begleitung beizustellen, wurde das Unternehmen mit der „Mentora 2005“ in der Kategorie Firmenmentoring ausgezeichnet.

„Kein Freund der Gießkannenförderung“ ist Nextira One-Chefin Margarete Schramböck. Die Betriebswirtin hat „persönlich ein Auge darauf“ und fördert Mitarbeiterinnen gezielt. Eine ihrer kreativen Lösungen war es, einen Job im Finanzbereich unter zwei Müttern aufzuteilen. Sie selbst pendelt noch nicht zwischen Kind und Arbeit hin und her. „Aber ich wünsche mir eine Familie“, sagt die 36-Jährige.

Karriere

economy fragt: Sollen Unternehmen Frauen gezielt fördern?

Christina Bäck wechselt in den Bereich Partnerbetreuung und Strategieentwicklung bei Markus Izmir Informationsmanagement (MII). Als Frau weiß sie, „dass nach wie vor nicht alle Barrieren zur Gleichbehandlung beseitigt sind“.

Sie begrüßt die Maßnahmen, die die Wirtschaft und öffentliche Institutionen setzen, um Frauen zu fördern, wünscht sich aber „eine weitere Forcierung dieser positiven Entwicklung“. Für den neuen Marketingleiter der MII, Johannes Breitfuß, ist Gleichberechtigung ebenfalls ein „wichtiges Anliegen. Mittlere Unternehmen haben es relativ einfach, hier Signale zu setzen.“ Fotos: MII



Sabine Frasch, Projektmanagerin für Führungskräfteprogramme in Zentral- und Ost-europa bei Malik Management Zentrum St. Gallen, hat in ihrer „bisherigen Karriere die Erfahrung gemacht, dass Frauenförderungsprogramme nicht ausreichend sind, weil sie einerseits zu wenig auf die individuellen Stärken eingehen und andererseits zu wenig auf die Bedürfnisse der Unternehmen Rücksicht nehmen“. Frasch zufolge können Männer wie Frauen „Beruf und Familie nur vereinen, wenn die Unternehmen ihre Einstellungen ändern“. Foto: Malik MZSG



Siegfried Schmedler, Vorstand der Reisswolf International AG, ist der Meinung, „dass Unternehmen, die nicht nur die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen, sondern auch gezielt weibliche Karriereaufbahnen forcieren, die Wirtschaft fördern“. Diese Philosophie verfolgt der Manager seit Jahren bei Reisswolf Österreich und will sie in der neuen Funktion fortsetzen. Foto: Reisswolf



Notiz Block



Red Dot Award für Spirit Design

Die Wiener Spirit Design entwickelt sich zu einem Highflyer der österreichischen Designszene. Das zeigt sich unter anderem an der steigenden Aufmerksamkeit im Ausland. Mit zwei Auszeichnungen beim Deutschen Red Dot Design Award 2006 konnte das Unternehmen diesmal einen besonderen Erfolg verbuchen. Beide eingereichten Produkte wurden ausgezeichnet. Dabei handelt es sich um das Flughafen-Feuerlöschfahrzeug Rosenbauer Panther und den Alpin-Schi Fischer AMC. Der Schi wurde sogar als Best of the Best ausgezeichnet.

Neue Informatik-Studien in Wien

Die Fakultät für Informatik der Universität Wien plant ab dem Wintersemester 2006/07 neue informationstechnologische Studien (Wirtschafts-, Medien-, Bio- und Medizininformatik sowie Scientific Computing). Ein zentraler Schwerpunkt dieses Studienangebots ist die Vernetzung mit den Bereichen Wirtschaft, Medizin, Medienwissenschaft und Naturwissenschaft. Die Studien erfüllen die Kriterien der dreigliedrigen europäischen Studienarchitektur (Bakkalaureats-, Magister- und Doktoratsstudium). Die Studienprogramme reflektieren die strategischen Ziele der Fakultät und sind grundsätzlich forschungsgeleitet, beinhalten aber viele praxisorientierte Module. „Dadurch sind wir nicht nur in der Lage, unsere gesamte wissenschaftliche Kompetenz, Internationalität und Wettbewerbsorientierung direkt an unsere Studierenden weiterzugeben, sondern können diese auch auf ihr Berufsleben bestmöglich vorbereiten“, so der Dekan der Fakultät für Informatik, Günter Haring. Weiterführende Informationen zu den neuen Studienrichtungen findet man unter www.informatik.univie.ac.at.

Studierende als Strategieberater

Die Märkte verändern sich, bewährte Produkte und bestehende Kunden brechen weg: Worin liegt die Zukunft des Hightech-Unternehmens? Wie lassen sich innovative Technologien in die richtige Strategie und langfristigen Markterfolg umsetzen? Mit der Neuaufrichtung eines Südtiroler Technologieunternehmens werden sich die Teilnehmer der Veranstaltung Inside 2006 der Boston Consulting Group (BCG) beschäftigen. Ihre Ideen diskutieren die Studierenden, die für zwei Tage in die Rolle des Strategiebers schlüpfen, zum Abschluss mit dem Vorstand des Unternehmens. Inside 2006 richtet sich an herausragende Universitätsstudenten aller Fachrichtungen, Doktoranden und Young Professionals (mit zwei bis vier Jahren Berufserfahrung). Die Veranstaltung findet vom 4. bis 6. Mai 2006 in Südtirol statt. Einmeldeschluss für Bewerbungen ist Freitag, 31. März 2006. Informationen zum Ablauf und zur Bewerbung gibt es online unter www.bcg.de/inside2006.

Anton Zeilinger in Wien geehrt

Der Wiener Landeshauptmann Michael Häupl überreichte am 6. März im Wiener Rathaus Anton Zeilinger das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien. Häupl würdigte die einzigartige wissenschaftliche Karriere Zeilingers, der als „Weltreisender in Sachen Physik“ an berühmten Instituten wirkte und nun als Vorstand am Institut für Experimentalphysik in Wien in der „obersten Liga“ der Wissenschaft tätig ist. In seinen Dankesworten sprach Zeilinger der Stadt Wien seinen Dank für die Schaffung eines spannenden geistigen Umfeldes aus. Jedoch warnte er eindringlich vor der Einflussnahme der Politik auf Kultur und Wissenschaft. *kl*

Kommunikation: Wie Handy und Co. seine Besitzer steuert

„Technologie verlangsamt die Arbeitsprozesse“

economy hat eine Umfrage im Alltag gestartet. Das Ergebnis: Kaum jemand kommt ohne E-Mails und mobile Kommunikation aus, ein Datenverlust wäre zumeist eine mittlere Katastrophe.

„Katastrophe“ – dieses Wort fiel in einer *economy*-Umfrage auf der IT- und Telekom-Fachmesse IT'n'T öfter. Die Frage war, was passieren würde, stünde man nach einem zweiwöchigen Urlaub vor einer gelöschten Mailbox. Wie sehr E-Mail das Kommunikationsverhalten von IT-Entscheidungssträgern beeinflusst, wird auch durch Zahlen untermauert: Durchschnittlich 4,4 geschäftliche und private Mailboxen besitzt ein Manager, rund 50 relevante Mails werden täglich empfangen. Etwas mehr, nämlich 55 Mails, macht das durchschnittliche Spam-Volumen aus. Einige Ausreißer gaben aber teils vierstellige Tagesvolumina an.

26 Prozent lassen sich ihre E-Mails auf ihre mobilen Geräte nachschicken. Ein Drittel des täglichen Arbeitspensums kann via E-Mail erledigt werden, nur 15 Prozent über telefonische Kontakte, ergab die *economy*-Studie.

Heiße Ohren

Wobei das Telefon, konkret in Form eines Handys, immer noch eine wichtige Funktion einnimmt. Geschäftlich wird täglich rund 66 Minuten telefoniert, privat 24 Minuten. Jeder Befragte besitzt im Durchschnitt mehr als ein Handy, nämlich 1,5. Mit dem Rückruf nimmt man es nicht immer so genau – rund 20 Prozent melden sich nicht bei allen Anrufern nach Abhören der Mailbox. Immerhin verschlingt das Abhören samt Rückrufen auch einiges an Zeit. Etwas mehr als 20 Minuten werden täglich für das Abhören der geschäftlichen Mailbox sowie für Rückrufe aufgewandt, privat sind es immerhin noch acht Minuten.

Mobile Dienste werden von den meisten Befragten aber fleißig genutzt. 39 Prozent besitzen einen passenden Handheld, ein Smart Phone oder einen Communicator. M-Parking, das Abonnieren von News-Diensten und Mobile Payment waren die drei am häufigsten genannten Dienste, die über derartige Geräte abgewickelt werden.

Die Wichtigkeit des Handys wird dadurch untermauert, wie häufig Benutzer das mobile Gerät ausschalten. Konkret passiert dies eher selten. Zur Nachtruhe und am Wochenende konnten sich 16 Prozent der Befragten hinreißen, das Handy auszuschalten. Viel häufiger lau-

tete die Antwort auf die Frage, wann das Handy zuletzt abgeschaltet wurde, „vor drei Jahren“ oder „nie“. Einzig in Not-situationen – sprich: bei leerem Akku – wurde des Öfteren das Handy deaktiviert.

IP-Telefonie im Kommen

Eindeutig auf dem Siegeszug befindet sich die Internet-Telefonie (VoIP, Voice over IP). 47 Prozent verwenden VoIP privat, 42 Prozent geschäftlich. Das Festnetz ist zumindest im privaten Bereich im Schrumpfen begriffen, 43 Prozent aller Befragten verzichten bereits darauf.

Die neuen Technologien bewirken eine Beschleunigung und Veränderung des Arbeitsverhaltens. Laut Umfrage werden E-Mails und mobile Kommunikation 60 Prozent der Zeit proaktiv verwendet, der Rest geht für reaktive Aktionen drauf. Eine aktuelle US-Studie, durchgeführt für das Unternehmen Day-Timers Inc., hat herausgefunden, dass die neuen Kommunikationstechnologien zwar mehr Zeit erfordern,

gleichzeitig aber den Abschluss von Projekten verhindern. 1994 konnten noch drei Viertel aller Arbeitsschritte innerhalb eines Tages erledigt werden, 2006 nur mehr zwei Drittel.

„Die Technologie hat zwar alles beschleunigt, aber paradoxerweise gleichzeitig die Arbeitsprozesse verlangsamt“, meint John Challenger, Chef der Consulting-Firma Challenger, Gray & Christmas. „Wir können uns nicht mehr auf eine einzige Aufgabe konzentrieren. Man arbeitet eine Aufgabe scheinbar ab, dann ist man schon bei der nächsten.“ Dadurch sei auch das Gefühl schwerer zu erreichen, Dinge erledigt zu haben, sagt Challenger.

1994 verbrachte ein Mitarbeiter durchschnittlich 9,5 Stunden vor dem Computer, mittlerweile sind es bereits 16 Stunden. Die Zahl der Personen, die sich als „sehr produktiv“ bezeichnen, fiel von 83 auf 51 Prozent. 60 Prozent aller Mitarbeiter fühlen sich der unter tausend Personen durchgeführten Studie zufolge „gehetzt“. *red*

Schnappschuss



„Porträt eines Lebensgefühls“

ORF-Kulturlady Barbara Rett bezeichnete anlässlich der Weltpremiere des Films „Klimt“ die Produktion als eine der ausdrucksvollsten Kinoproduktionen der vergangenen Jahre – als „Porträt eines Lebensgefühls“. John Malkovich und Veronica Ferres (Bild) – sie kam von Dreharbeiten aus der Eiseskälte Grönlands von fast minus 40 Grad ins frühlingshafte Wien – bekamen als Hauptdarsteller artig Applaus. Zumindest von jenen, die nicht vorzeitig dem mit Klischee beladenen und platten Dialogen überhäufteten Werk den Rücken kehrten. Die Ovationen blieben trotz Medienrummel aus. Wien ist trotz „rotem Teppich“ halt nicht Hollywood. Staatssekretär Franz Morak kam von einer Mammut Sitzung im Parlament angestürmt, um sich seiner Kultur zu widmen. Er hat die Auszeit abseits der Politik genossen. T-Mobile-Austria-Chef Georg Pölzl hatte als Sponsor 300 Karten für Kunden und Mitarbeiter geordert, darunter war RZB-Vorstand Walter Rothensteiner. *jake* Foto: APA

Leben

Reaktionen

Überall glotzen

Warum muss ich jetzt auf dem Handy auch noch fernsehen (*economy 03/2006*, Seite 9)? Mir reichen zehn Stunden Computerarbeit. Und so groß können die Displays gar nicht werden und so kurz die Spielfilme, dass ich die Geduld aufbringe, meine Glotze in der Hand zu halten.

Renate Sailer, Wien

Angezapft

Ich begrüße Ihr neues Element „Im Fördertopf“. Wünschenswert wären in diesem Umfeld vor allem konkrete Hinweise, welche Quellen Klein- und Mittelbetriebe in Österreich anzapfen können, um ihre innovativen Entwicklungen unterstützen zu lassen.

Wilfried Schuster, Linz

Marionetten

Herr Steuerer spricht mir aus der Seele, wenn er kritisiert, dass wir wie Puppen an den Fäden von Managern hängen, die uns mit den Waffen der Informationsgesellschaft fremdsteuern (*economy 03/2006*, Seite 32). Bevor man Führungskräfte mit UMTS-Handy und stylishem WLAN-Laptop ausstattet, sollte man sie zu Mitarbeitermotivations- und Organisationsstrainings schicken. Ad hoc.

Jutta Freudenschlag, Wien

Fragen bleiben offen

Ich bin soeben aus dem Ausland zurückgekehrt und halte daher erst jetzt die erste Ausgabe Ihrer Wochenzeitung in Händen. Was mir auffällt, ist, dass mehrere Artikel dort aufhören, wo sie eigentlich spannend werden. Auf Seite 4 finde ich zum Beispiel das Interview mit Patentamtpräsident Friedrich Rödler. Kritisiert wird die Forschungsförderungsgesellschaft (FFG), die die Patentrecherche im Vorfeld der Vergabe von Forschungsgeldern nicht nutzt. Warum geht die FFG so vor, hätte ich gerne gewusst. Und in einer Infobox wäre es schön, zu erfahren, warum österreichische Firmen so wenig Patente einreichen? Was sind die Hintergründe dafür? Patentierung in Österreich ist noch günstig, europaweit ist jedes Land zu zahlen.

Walter Reder, Steyr

Schreiben Sie Ihre Meinung an: Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/13, 1010 Wien, reaktionen@economy.at

Im Test

Shakespeare-Übersetzung via Internet

Sein oder nicht sein - das die Frage ist.

Ausmaß von Desaster man bevorzugt. Die deutsche Lösung für das alte "To be, or not to be - that is the question" fällt beim Testsieger Babelfish noch einigermaßen erträglich aus. Auf jeden Fall bleibt aber unklar, wieso die unorthodoxe Stellung des Verbuns im Satz nicht vermieden werden konnte. Das Top-Feature der Site ist die Fremdsprachen-Tastatur, mit der Akzente und russische Zeichen eingegeben werden können. Das nächste Mal könnte ich es also dann mit einem Puschkin-Zitat probieren. - Ach ja: Zumindest Testübersetzungen sind auf allen hier getesteten Sites kostenlos. Zum Glück.

www.babelfish.altavista.com

Note:

Verdreht

Kann schon sein, dass das ein gemeiner Test ist. Schließlich ist längst bekannt, dass Maschinen-Übersetzungen nicht wirklich funktionieren. Aber auch das Scheitern prägt unterschiedliche Facetten aus. Auf dem Gebiet der Sprache wird es zudem zur Geschmacksfrage, welche Art beziehungsweise welches

Zu sein oder zu sein nicht - das ist die Frage.

zu sein, oder nicht zu sein - daß sein d Frage.

Verhunzt

Bereits ab 49 Euro ist der so genannte Personal Translator zu haben, in diversen PC- und Netzwerk-Versionen. Und das zumindest versandkostenfrei. Das Verbum steht zwar am richtigen Ort, dafür hapert es mit der Verneinung.

www.linguatec.net

Note:

Indiskutabel

"It is not a substitute for a competent human translator", wird hier gewarnt. So ist es. Am ehesten überzeugt die Abkürzung für den bestimmten Artikel, was die korrekte Wahl erspart. Davon gibt es im Deutschen immerhin drei.

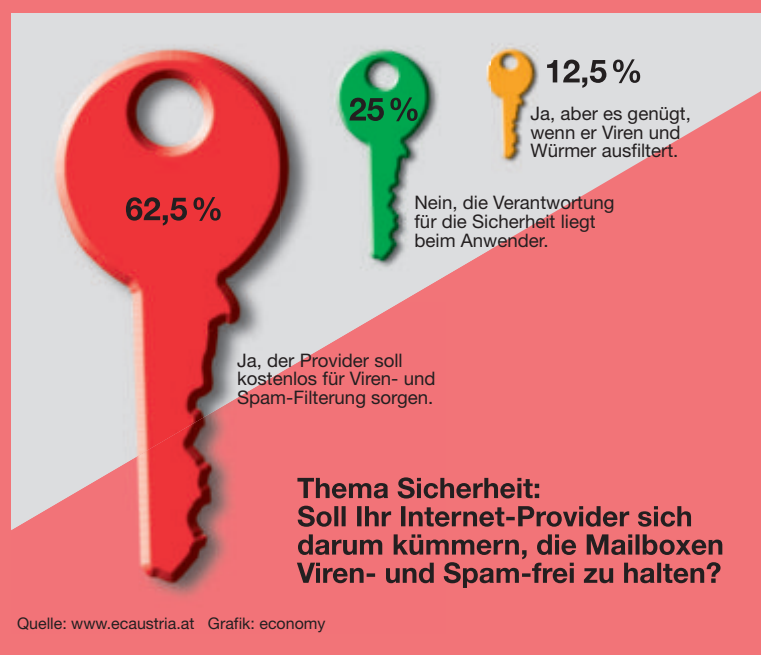
www.dictionary.com

Note:

Bernhard Grabner

Fotos: Hersteller Dieser Test spiegelt die persönliche Meinung des Autors wider.

Frage der Woche



Bestnoten für Arbeitgeber Merck

Mitarbeiter mit Pharmariesen sehr zufrieden.

Rita Michlits

Der international tätige Personalberater Hewitt Associates hat heuer zum vierten Mal die attraktivsten Arbeitgeber ermittelt. Platz eins in Österreich belegt das Pharma-Unternehmen Merck mit 250 Mitarbeitern. Die Friseurkette der Brüder Hans und Georg Bundy mit 13 Standorten und die Steuer- und Unternehmensberatung Hübner & Hübner belegen die weiteren Ränge.

Freiräume für kluge Köpfe

Gradmesser für die Auszeichnung ist das sogenannte Mitarbeiter-Engagement, das für eine Top-Platzierung die 65-Prozent-Grenze überschreiten muss. In den genannten drei Fällen sprechen mehr als zwei Drittel der Mitarbeiter positiv über ihren Arbeitgeber, möchten Teil des Unternehmens bleiben und sind bereit, sich für den Unternehm-

menserfolg überdurchschnittlich stark einzusetzen. Zum Vergleich: Der Schnitt in Österreich liegt bei 49 Prozent.

Sieger Merck führt das Ergebnis auf den Umstand zurück, „ein innovatives Umfeld und Freiräume zu bieten, in dem Mitarbeiter ihre Aufgaben unternehmerisch denkend und handelnd lösen können“, schildert Personalleiterin Madeleine Brand-Stöger.

„Mit dieser Auszeichnung sind wir für Job-Suchende noch attraktiver geworden“, freut sich Hübner & Hübner-Geschäftsführer Wilfried Serles. Und Vanessa Steinmetz-Bundy, Juniorchefin von Bundy Bundy, weiß, dass Kundenzufriedenheit unmittelbar mit der Motivation der Mitarbeiter in Zusammenhang steht. Das Unternehmen will im August 2006 35 neue Lehrlinge aufnehmen. Die Bewerbungsfrist läuft.

www.hewitt.at

Warenkorb

● **Mac Mini mit Intel-Herz.** Nach dem Notebook Mac Book Pro bekommt nun der kleinste Apfel einen Prozessor aus dem Hause Intel, den Core Duo. Der Mini ist ab 659 Euro erhältlich und wird nun auch mit der seit dem letzten iMac üblichen Fernbedienung zur Steuerung multimedialer Inhalte ausgeliefert. Deren einfache Bedienung soll die Software namens Front Row garantieren. Auch die iLife-Software-Suite ist auf dieser Mini-Version bereits vorinstalliert.

Foto: Apple Computer



● **14 Karat Gold.** Der Speicherhersteller White Lake hat einen USB-Stick vorgestellt, der aus 14 Karat Gold gefertigt wird. Fünf Diamanten sind händisch eingearbeitet. Der auf der Cebit vorgestellte Stick kostet 2.950 Euro. Technische Angaben gibt es à la Rolls Royce keine. Ein „sufficient“ hätte uns aber in diesem Fall gereicht.



● **Linux-Fernseher.** Um 2.600 Euro bekommt man von Acer nicht nur einen 37 Zoll-LCD-Fernseher, sondern auch noch einen eingebauten Linux-PC, der für das Abspielen und Verwalten multimedialer Inhalte ausgelegt ist. Der Acer LCD-TV AT3705W-MGW bietet HDTV-Auflösung mit 1.920 mal 1.080 Bildpunkten bei einer Helligkeit von 550 cd/2 und einem 180 Grad-Ablesewinkel. Um Video Streams zu empfangen, kann man den unter Linux laufenden PC per Ethernet-Kabel oder WLAN vernetzen. Über die eingebauten Kartenslots (SD, MMC, Compact Flash, Micro Drive und Memory Stick) lassen sich Videos auch über Speicherkarten abspielen.

● **Teamegeist.** Die Olympiade ist nunmehr geschlagen, und das nächste Sportgroßereignis, die Fußballweltmeisterschaft in Deutschland, lässt nicht mehr lange auf sich warten. Wer sich die Zeit bis dahin verkürzen will, kann das mit dem offiziellen Spielball von Adidas mit dem treffenden Namen Teamegeist tun. Das Originalleder kostet rund 110 Euro. Original-Replikas sind um 40 Euro zu haben.

Foto: Adidas kl



Leben

Rita Michlits

Normalarbeitszeit ist Chefsache



Zum Frauentag am 8. März werden wir Damen und unsere Probleme plötzlich so populär wie Wolfgang Amadeus im Mozartjahr. Eines der Lieblingsthemen, das zu diesem Anlass mit schöner Regelmäßigkeit aus dem Hut gezogen wird, ist die Unvereinbarkeit von Job und Familie. Die einen schlagen vor, die Kinder vor dem Eintritt in die Arbeitswelt zu bekommen – sie quasi in den Hörsaal mitzunehmen, die anderen fordern die Unternehmer auf, Frauen, die sich später für Babys entscheiden, doch bitte auch nach ihrem 40. Lebensjahr eine Chance zum Aufstieg zu geben.

Glück gehabt, denn Pension zahlt die Privatwirtschaft bei diesem Alter sicher nicht. Die Dritten rufen die Politik zur Verantwortung und suchen die Lösung in flächendeckender Kinderbetreuung.

Aber was nützen erweiterte Öffnungszeiten der Kindergärten – oder Horte –, wenn Karriere mit Arbeitszeiten jenseits der 50 Stunden einhergeht? Und, mit Urlaub, so viel Zeit haben wir Frauen selten für unsere Arbeitgeber. Wir meinen das gar nicht böse, aber irgendjemand muss die Kinder abholen, und acht Stunden Kindergarten strengt die Kleinen mindestens so an wie Arbeit die Erwachsenen. Außerdem brauchen Kinder wenigstens ein paar Stunden am Tag ihre Eltern, sonst brauchen Eltern keine Kinder. Wenn eine Gesellschaft dem Dilemma „Entweder der Mann oder die Frau kommt beruflich weiter“ entkommen will, müssen sich Firmenchefs auf ihre Verantwortung für halbwegs vernünftige Arbeitszeiten rückbesinnen. Workaholics tun sich in diesem Punkt freilich schwer. Sie setzen voraus, dass ihre Führungskräfte so verfügbar sind wie Webshops im Internet. Aber erstens können wir bei einer solchen Entwicklung die Geburtenrate von 1,4 Kinder pro Frau nie heben, und zweitens wollen auch Väter nicht mit ihrem Nachnamen angesprochen werden.

Jakob Steuerer

Der Wandel kann ein bisserl warten



Change Management scheint für die Führungskräfte in Deutschland, Österreich und der Schweiz (Dach) ein Gebot der Stunde zu sein: 84 Prozent bewerten die bewusste Gestaltung von Veränderungsprozessen als ein wichtiges Thema. Das ergab eine jüngste Studie der Beraterfirma Capgemini. Die österreichischen Manager machten dabei das Schlusslicht: Nur 66 Prozent stuften Change Management als wichtig ein. Ausblick auf das Jahr 2010: 96 Prozent der Befragten erwarten eine bedeutsamere Rolle von Change Management. Und auch die Zustimmung

der Österreicher ist nunmehr deutlich gewachsen. Wir kennen ja dieses mentale Phänomen allzu gut: In Zukunft sind wir zu allem entschlossen. Nur eben: nicht gleich. Bitte ein bisserl warten. Weitere Umfrageergebnisse von Capgemini, bezogen auf die Hauptursachen von Change-Prozessen: Die Kostensenkungsprogramme kommen bei Dach-Führungskräften mit 42 Prozent gleich nach Reorganisation an zweiter Stelle. Mergers & Acquisitions spielen mit 37 Prozent ebenfalls eine größere Rolle, dahinter wird auch noch die Internationalisierung (23 Prozent) als Anlass für größere Veränderungen im Unternehmen häufiger genannt. Und Österreich? Den Unternehmen scheint es ziemlich gut zu gehen: Kostensenkung hat mit bloß sieben Prozent eine marginale Relevanz für Change-Prozesse. Auch die Rolle von Mergers & Acquisitions ist relativ gering (21 Prozent). Im Kontrast dazu wird die Internationalisierung mit 36 Prozent als wichtiger Grund für Veränderung in den hiesigen Unternehmen angegeben. Felix Austria: Du bist und scheinst relativ vermögend, selbstgenügsam und expansiv zugleich zu sein. Wenn das nicht ausreichende Gründe für unsere notorische Gelassenheit gegenüber einem forcierten wirtschaftlichen Wandel sind: Veränderung kann allemal noch – ein bisserl warten.



Wer hat wohl die meisten Sympathien bei den Journalisten: Mobilkom-Vize Ametsreiter, T-Mobile-Chef Pözl, One-Chef Bang-Jensen, Ex-Telering-Chef Krammer oder „3“-Chef Thoma (v. li.)? Foto: APA

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der ...

Fühlt die Mobilkom vor, ob Vize-Chef Ametsreiter „präsiadiabel“ ist?

Thomas Jäkle

„Integral, guten Tag, mein Name ist ... Haben Sie ein paar Minuten Zeit für ein paar Fragen?“ Auf die Frage, wie lange das Interview dauern wird, heißt es zehn Minuten, ein Kollege habe sich sogar 45 Minuten Zeit genommen. Ein Luxus. Den Auftraggeber, für den die Umfrage gemacht wurde, will die Dame des Umfrage-Instituts partout nicht nennen. Flink legt sie nach, dass die Namen und Daten der Journalisten, die an der Umfrage teilnehmen, natürlich nicht gespeichert werden, nicht an den Auftraggeber weitergereicht werden. Na ja! An der Umfrage teilnehmen sollen Journalisten, die mit Mobilfunk zu tun haben. Harmlos?!

Auf den zweiten Blick kommt für viele Journalisten aber Britantes zum Vorschein. „Der Auftraggeber darf nicht ge-

nannt werden, anhand der Fragestellung kann man den aber schon rauskriegen“, erklärt die Integral-Interviewerin.

Es handelt sich nicht um irgendeine Umfrage. Es geht um Personen. Fähigkeiten, Sympathie, Außenwirkung sowie Fachkompetenz werden abgefragt – von allen Chefs der heimischen Mobilfunkbetreiber. „Aus dem Staunen kommt man eigentlich nicht heraus“, sagen Journalisten, die sich auf die Fragen eingelassen haben. Ziel der Umfrage sei, dass die Firma Mobilkom offenbar wissen will, ob ihr Vize-Chef Hannes Ametsreiter „präsiadiabel“ ist, ob er nach Ansicht der Journalisten die Nachfolge von Boris Nemsic antreten kann, der ja zum Konzernchef der Mutter Telekom Austria per 1. Mai 2006 hochgelobt wurde.

„Das leiten viele Journalisten aus der Umfrage ab“, bestätigt auch Auftraggeber Mobilkom.

Die Umfrage soll dazu dienen, zu evaluieren, wo man steht, wo man beim Top-Management vielleicht nachjustieren soll.

Der vermeintliche „Kronprinz“ Ametsreiter ist Marketing-Vorstand von Mobilkom und hat quasi im Doppelpack mit Nemsic das Unternehmen seit 2001 repräsentiert. Nemsic soll aber auch in Zukunft an der Spitze von Mobilkom stehen.

Bei den Mitbewerbern begnügte man sich damit, nur die Chefs auf ihre Fähigkeiten abzuklopfen. So wurden gleich auch die Sympathiewerte von T-Mobile-Austria-Chef Georg Pözl, One-Chef Jørgen Bang-Jensen, kurioserweise (oder vielleicht bewusst, weil er einen guten Job gemacht hat?!) von Ex-Telering-Chef Michael Krammer und von „3“-Chef Berthold Thoma abgefragt. In einem Aufwasch also: Change Management by Umfrage.

Beratereck

The new frontier

Like the old wild west, the hot hot east is now the mecca for corporate expansion. Daniel Thorniley, Economist Group, reported that Russia's Return on Equity is the highest in the world, with companies experiencing 150 percent growth per quarter. What's their secret? HR expert, Gert Ahrer's logo is „People drive profits“ and the hidden secret of this region's success lies in their talented people. Forward-looking, multilingual, educated and highly skilled, employees in the CEE are key operational assets in their economy's success. Recognizing this, they have also started to demand salaries equivalent to their contribution. In contrast to the decreasing manager salaries in



Western Europe, salaries in the East, particularly in Russia and the Czech republic, are increasing dramatically. If a multiple skill set is sought, then candidates are well aware they can command a higher salary than even in Western Europe. But the region is still in the „courtship“ phase of the economic boom and so this talent is not interested in staying very long at any one place. Thus, retention is a major issue and the loss of internal knowledge is a concern many companies share. Like the old wild west, the highest bidder gets the best „horse“ but in this race, the horse may not want to stick with its rider.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners